VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

0092

KULTUR
ENTWICKLUNGS
PLAN NEU

dezember 2011

versorgerin Nr / 92 / DEZ 2011 / österreichische Post AG / Sponsoring Post, GZZ 022033621 S / RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENG.4, 4040

editorial

Wellness in Bad Linz

Zehn Jahre nach ihrem ersten Kulturentwicklungsplan strengt die Stadt Linz mit dem »KEP neu« nun einen »Prozess zur Erarbeitung eines Kulturleitbildes und strategischen Programms für die kulturelle Entwicklung der Stadt Linz« (*http://kep.public1.linz.at*) an. Ziel sei es, »eine breite Öffentlichkeit an der Diskussion um die kulturelle Zukunft von Linz zu beteiligen und gemeinsam entsprechende Leitlinien und Maßnahmen für die kulturelle Zukunft von Linz zu erarbeiten.« Zu diesem Zwecke lädt man zu Workshops, deren Stimmung von so manch TeilnehmerIn als »überraschend sonnig« beschrieben worden ist. Wellness in Bad Linz? Wenn's der Standortentwicklung dienlich ist…
Tanja Brandmayr hat einen dieser Workshops besucht, ihr Kommentar zum »Prozess für alle« eröffnet auf Seite 3 den Beitrag der VERSORGERIN zum »KEP neu«, für den auf den folgenden Seiten sich auch der jetzige und der einstige Kulturdirektor den Fragen von Tanja Brandmayr (Stieber) sowie Thomas Philipp und Thomas Diesenreiter (Janko) stellten. Weniger zum Brainstorming als zum Protest zumute ist ob des prekären Dauerzustandes der Unterversorgung die KAPU, von deren »Großer Lightshow« Stephan Roiss auf Seite 6 Zeugnis ablegt.
»Ein Schlaglicht auf eine Geschichte der ewigen Wiederholung« wirft Kristina Hofer in ihrem Text auf Seite 7 über die Geschlechterverhältnisse und Arbeitsteilung in der KAPU der 00er Jahre – nicht die KAPU soll hier gedisst werden, denn so machen's alle.
Über 1938, die Reichspogromnacht und den eskalierenden Antisemitismus schreibt Luis Liendo Espinoza auf Seite 8, Stephan Grigat auf Seite 9 über Äußerungen der österreichischen Finanzministerin und den Antisemitismus in der Globalisierungskritik.
Lars Quadfasel rezensiert auf Seite 10 das neue Buch »Gegenaufklärung« mit Beiträgen zum Poststrukturalismus, Erwin Riess macht auf Seite 11 mit einem Vorabdruck große Lust auf seinen vierten Groll-Roman. Thomas Meinecke hat sein Diskursrad weiter gedreht und den neuen Roman »Lookalikes« vorgelegt, den Didi Neidhart zusammen mit einem neuen Buch über den Schriftsteller, Musiker und DJ Meinecke bespricht.
Anna Masoner liefert auf Seite 18 einen Bericht über ein »Camp für politisches Engagement, Aktivismus und Beteiligung« in Wien.
Die Doppelseite 14, 15 ist der publizistische Start für eine Weiterführung des Symposiums »Treffpunkt Afrika« der Stadtwerkstatt, das im Frühjahr 2012 über die Bühne gehen wird: Der Trauner Komponist Klaus Hollinetz verfasste einen Tribut an Keith Goddard – Komponist, Aktivist, Musikforscher und -promoter aus Harare, der 2009 verstorben ist.
Außerdem sprach Theresa Luise Gindlstrasser mit Pamela Ripota und Rainer »Rupi« Ruprechtsberger über das Projekt »Tonga.Online«.

Feel well, get angry

k.

servus@servus.at

Symposium Workshopology, Festivalomics (Maribor)
Sa 19., So 20. 11. 2011

Mit dem Begriff »Workshopology« bin ich das erste Mal heuer im September in Berührung gekommen, als mich Robertina Šebjanič während der Ars Electronica mit Marc Dusseiller (Schweizerische Gesellschaft für Mechatronische Kunst SGMK, Zürich) bekannt machte. Robertina Šebjanič und Luka Frelih betreiben in Ljubljana LJUDMILA, ein ähnlich angesiedelter Verein wie servus.at. 2009 waren die Beiden bei LiWoLi mit dem Projekt *Pufination* vertreten und haben den »hands on« Workshop *Pufi building* durchgeführt. In diesem Zusammenhang war ich mit Robertina im Austausch über das Format »Workshop« und die damit auftauchenden Herausforderungen. Was ist ein guter Workshop? Welche Fehler passieren bei der Vermittlung von »Skills« oft? Oder ist die Vermittlung von »Skills« überhaupt zum Scheitern verurteilt? Warum ist es überhaupt sinnvoll Workshops zu machen? Wer hat was davon? Wer macht mit? Was bezwecken wir damit überhaupt? Alles Fragen, die etwas später auch in die servus Campus Initiierung mit Enrique Tomás (*http://www.ultranoise.es/*) einfließen sollten. Zwei Jahre später, wie erwähnt, taucht ein für mich neues Gesicht in dem Zusammenhang auf. Marc Dusseiller. Auf einer seiner Projektseiten *http://hackteria.org* beschreibt er sich als transdisziplinärer Wissenschaftler und Dozent für Micro- und Nanotechnologie und als Künstler. Er arbeitet an einem integralen Weg Wissenschaft, Kunst und Bildung zu verbinden. Um ehrlich zu sein, war mein erstes Zusammentreffen mit Marc eines, wo ich so gut wie nicht zu Wort gekommen bin und ich mir nur dachte, um eine Bekanntschaft am Rande von Wahnsinn reicher geworden zu sein. Jedenfalls dieses Zusammentreffen und der Auftritt hat mich einigermaßen beschäftigt. Schwer zu sagen, ob totaler Schlafentzug, Alkohol, Kaffee und Zigaretten der alleinige Grund waren, um zu so einer Erscheinung zu morphen. Bei unserem Treffen jedenfalls war ein nächstes Projekt am Tisch, wo wir grob ausgemacht haben, hier in Verbindung zu bleiben. Es ging darum, das in Maribor seit 1995 jährlich stattfindende Computer Art Festival (IFCA) und das damit seit 2009 verbundene KIBLIX Linux IT Festival im November, um eine DIY Culture Aktivität zu erweitern, wo dem Thema »Workshopology« ein entsprechender Platz eingeräumt werden sollte. Hat man 2007 innerhalb von KIBLIX noch Linux Install-Sessions und generell Linux und Netzwerk-Themen verhandelt, taucht 2008 das erste Mal ein Künstler in diesem Kontext auf. Das KIBLA Multimedia Centre gibt es seit 1996 und war Sloveniens erste Institution, die auf neue Medien fokussiert hat. Wie es schlussendlich eigentlich dazu kam, dass Marc Dusseiller hier damit etwas zu tun bekommen sollte, weiß ich nicht im Detail. Aber diese Dinge passieren halt einfach. Jemand kennt jemanden, die kennt wieder den und ladet den oder die dann ein. »Festivalomics« eben. Auch ein spannendes Thema und eine Begriffschöpfung, die hier gefallen ist, die es wert ist, genauer unter die Lupe zu nehmen – ein andermal.
Nichts hätte mich im Grunde jedenfalls nach Maribor gebracht, wären da nicht Robertina und Marc gewesen. Denn 2005, als ich das letzte Mal in Maribor war, war diese Stadt ähnlich einladend, wie Hainburg, nur größer. Die Stadt alleine ist für mich meistens nicht der Anlass dafür, Linz zu verlassen, sei am Rande bemerkt. Dieser Gedanke ist vielleicht auch hilfreich bei der Überlegung, was eine »Szene« für eine Stadt eigentlich bewirkt!

Maribor – Linz – Maribor

Mit dem Sparticket 78 Euro erste Klasse. Abfahrt Linz, Samstag 19. November, 9:00. Linz-Selzthal – ok – mit der Regionalbahn. Es ist Samstag und ich kann die Bimmelbahn ganz gut genießen, ohnehin muss ich viel nachdenken. Verlangsamung ist da nicht unbedingt schlecht, um zur Ruhe zu kommen. Umsteigen Selzthal. Erste Klasse nach Graz. Umsteigen Graz. Erste Klasse nach Maribor. Erste Klasse für alle! Ankunft Maribor. Keine Hinweise auf irgend etwas Großes oder Großartiges. Einen Stadtplan gibt es aber im Informationszentrum am Bahnhof. Am Weg zum KIBLA kriecht mir die feuchtnasse Kälte in die Knochen. Wer glaubt, man könne sich am Samstag um 14:30 Socken kaufen, täuscht sich gewaltig. Nach 10 min bin ich am ersten Ort des Geschehens angekommen. Erste bekannte Gesichter tauchen auf, es ist warm und ich fühle mich gleich zu Hause. Viel Zeugs und die übliche Workshop-Athmosphäre. Ich halte mich nicht lange auf, trinke was und suche gleich den Ort, wo zum Thema Workshopology verhandelt werden soll. Nach einem weiteren Spaziergang mit Sack und Pack werde ich im Keller eines öffentlichen Internet-Cafés fündig. Es scheint von außen irgendwie besetzt. Nur ein selbst gemaltes Transparent weist auf mein Thema hin. Im Keller stoße auf eine Gruppe von Leuten, die sich via Skype-Seminar von Andrew Gryf Paterson (SCO/FI) anleiten lassen, bestimmte Fragestellungen zu beantworten und diese wie wild nieder schreiben. Obwohl Andrew Gryf Paterson nur virtuell präsent war, wurde der Vorgang von dem Geophysiker Bojan Markičević (BA), dem Chair des Workshopology-Symposium, zusätzlich begleitet. Das Ganze funktioniert gut und es findet eine angeregte Diskussion statt, die mich gleich voll einbindet. Neben eingangs erwähnten Leuten waren Teil der Workshopology auch noch eine junge Chemikerin und zwei Biologinnen, die umtriebige Bloggerin und KünstlerIn Deborah Hustic (CRO) und einige mehr. Als These für Workshopology galt, dass es um die Gestaltung von Performances geht, die einen wissenschaftlichen und künstlerischen Prozess vereinen, aber unterschiedliche, nicht zwingend überlappende Ergebnisse sind. Damit haben wir uns ab meiner Ankunft und bis zu



meiner Abfahrt mehr oder weniger rund um die Uhr beschäftigt. Nicht nur im Keller des Internet-Cafés sondern auch in der Unterkunft (Homestay One), in der ich untergebracht war und wo ca. 20 Leute Küche, Bad, Wohnraum teilten.
Alle Beteiligten jedenfalls konnten spezielle Erfahrungen und auch Frustrationen zum Thema Workshops teilen, ob als TeilnehmerInnen, als selbst Leitende von Workshops oder als OrganisatorIn. Die unterschiedlichen Hintergründe und Motivationen, die alle mit sich brachten, bestimmten die Qualität der Auseinandersetzung. Einen Teilaspekt als Konsens gab es darüber, dass Nicht-alles-zu-wissen und Improvisation in Aufgabenstellungen wichtig sind, während Workshops für viele Beteiligte die meiste Befriedung darstellt, solange man einen persönlichen WOW Effekt damit verbinden kann. Damit ist natürlich bei weitem nicht alles gesagt und daher wird es wohl wiederholte Anlässe geben, an diesem Thema dran zu bleiben. Eines habe ich noch mitgenommen: Informelle Kommunikation, Räume und ausreichend Platz dafür machen die Qualität einer solchen Veranstaltung aus.

http://www.kiblix.org/kiblix11/, *http://www.body-pixel.com/*, *http://hackteria.org*, *http://www.dusseiller.ch/labs/*

PS: Am Rande und erst zu Hause habe ich entdeckt, dass Maribor 2012 europäische Kulturhauptstadt wird!

Wichtige Lese-Tipps

Nach dem Ende der Politik
Texte zur Zukunft der Kulturpolitik III

Kulturpolitik ist als Kategorie öffentlichen Handelns kaum mehr sichtbar. Angesichts ökonomistischer Sachzwänge wird Kultur zu einem Thema außerhalb des Widerstreits gesellschaftlicher Ideen. Zugleich verfolgt das gesellschaftliche Postulat der Rechten sehr wohl kulturpolitische Ziele. Kultur wird als »Soft Power« immer mehr zu einem Schauplatz des Wettkampfs von Städten und Regionen, in denen Kunst der Veredelung der Gastronomie und dem Serviceangebot für Tourismus und Immobilienindustrie dient. Kultur verkommt zum Sicherheitsparadigma, schreibt sich in rassistische Diskurse ein und wird zu einem zentralen Leitmotiv von Repression und politischer Verfolgung.

Konrad Becker, Martin Wassermair (Hrsg.)
Löcker, Wien 2010 ISBN 978-3-85409-552-1
Texte von Franco Berardi Bifo, Jodi Dean, Branka Curcic/Zoran Pantelic, Jens Kastner, Thomas Macho, Gerald Raunig, Saskia Sassen, Klaus Schönberger, Christoph Spehr, Felix Stalder

Vergessene Zukunft
Radikale Netzkulturen in Europa

Mitte der 1990er Jahre ist in Europa eine vielfältige Netzkultur entstanden. Während die US-amerikanische Szene den Cyberspace als Raum jenseits der Politik imaginierte, waren die europäischen Netzpioniere darauf bedacht, die Möglichkeiten des Internet für neue politische und kulturelle Initiativen in der realen Gesellschaft zu nutzen.
Anhand von Zeitdokumenten, aktuellen Textbeiträgen und Interviews geht dieser Band erstmals auf die kritische Haltung europäischer Netzkulturen ein. Die Beiträge liefern so wichtige Referenzpunkte zur Gestaltung unserer techno-kulturellen Gegenwart jenseits von Facebook und Google.

Clemens Apprich, Felix Stalder (Hg.)
Februar 2012, ca. 370 S., ISBN 978-3-8376-1906-5
Reihe Kultur- und Medientheorie

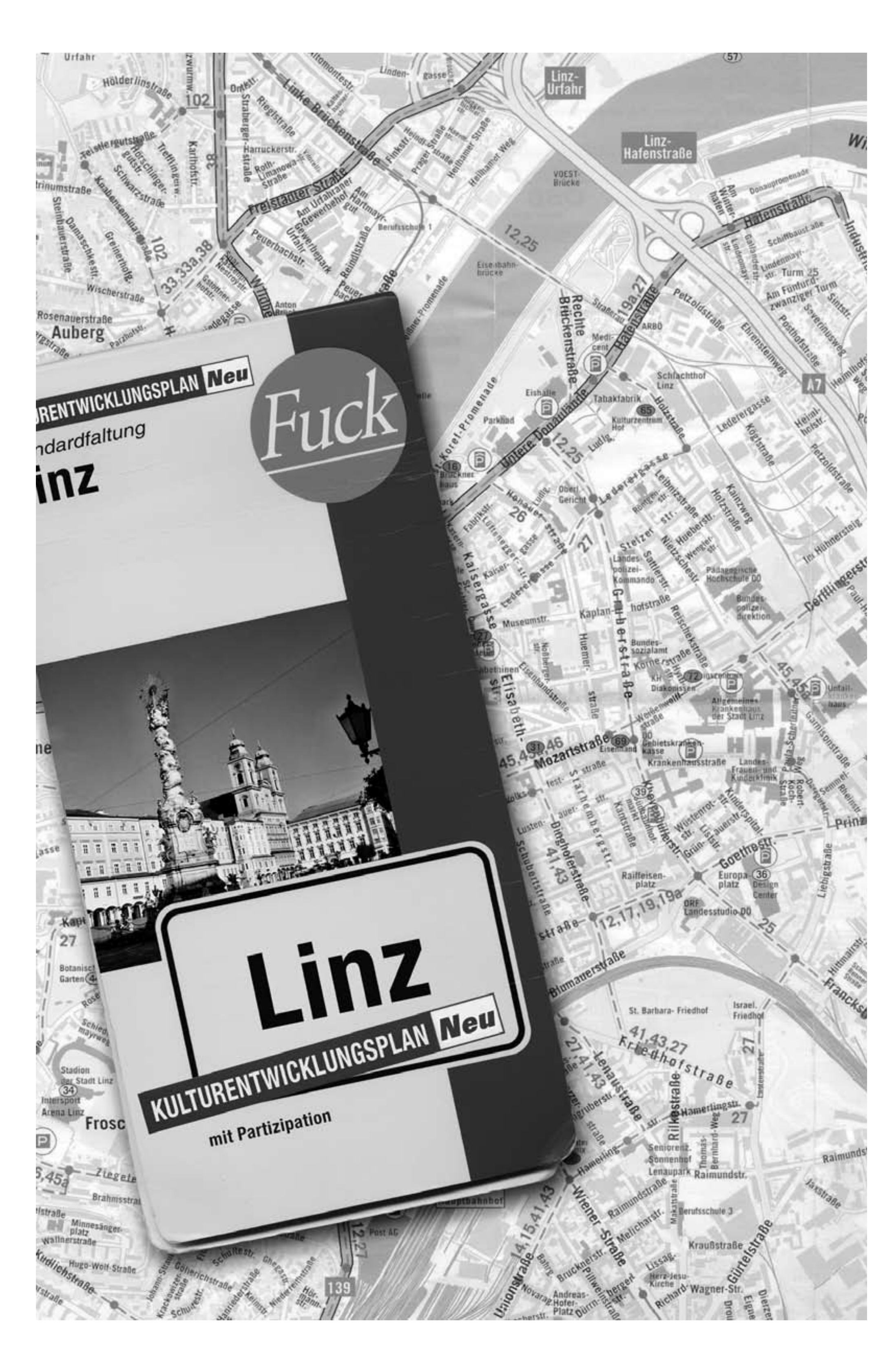
Prozess für alle

Partizipation und Prozess für alle: Anlässlich des »Kulturentwicklungsplan neu« macht sich *Tanja Brandmayr* Gedanken über Partizipation zwischen Wellness und dem Ende der Kulturpolitik.

Ich habe im Oktober die Startveranstaltung des KEP neu besucht: Einführende Worte über den Kulturentwicklungsplan alt und neu, über Prozessdesign und Zielsetzungen allgemein und dann geht's ab in die medias res des Abends – in die Workshops zur »Stärken- und Schwächenanalyse« der Stadt Linz. Wegen der sehr großen Anzahl der BesucherInnen werden blitzschnell Gruppen geformt, die einer Diskussionsleiterin, einem Diskussionsleiter so schnell wie möglich in einen Raum folgen. Ich bin erstaunt, dass bei dem Affentempo, das meine Gruppenleiterin durch die verwinkelten Gänge des neuen Rathauses angeschlagen hat, meine Gruppe am Ende ausgerechnet aus doch einigen PensionistInnen besteht (neben Kulturschaffenden von Kindertheater, Brucknerhaus bis time´s up), was hier nur beispielhaft für eine gewisse Komik stehen soll: Es entstehen bunt zusammengewürfelte Grüppchen, die in flotten vierzig Minuten aus völlig verschiedenen Hintergründen ihre Gedanken zu Linz ganz allgemein und speziell formulieren sollen, um diese am Ende vor dem Plenum zu präsentieren. Das Positive klang dann mitunter nach recht bekanntem Wandel zur »Kulturstadt« und den »vielen neuen schönen Bauten«, ging andererseits bis zu den »dringend notwendigen Sonderförderprogrammen«, und wenn es um den eigenen Tellerrand im Speziellen ging, klang es auch mal so: »Also, ich finde schon, dass Linz ganz tolle Marken hervorgebracht hat, wie zum Beispiel die Klangwolke … was aber gar nichts damit zu tun hat, dass ich zum Fördererverein des Brucknerhauses gehöre«. Die Frage nach den Linzerischen Kulturschwächen führten von einem generellen Ärger über Zugeständnisse an den Populismus bis hin zum bekannten Lied des prekären Daseins der lokalen freien Kunst- und Kulturschaffens bis hin zu Stellungnahmen, die wiederum völlig gegenteilig ein krasses »Zuviel an zeitgenössischer Kunst« behaupteten. Und dann erst die Detailunterschiede! Oder die komplexen Zusammenhänge, die von der Gruppenleiterin am Flipchart gerne als »Bild« zusammengefasst werden wollten (Moderatorin: »Ja eh, aber was soll ich schreiben? Gib mir ein Bild, gib mir bitte ein Bild!«) Keine Frage: bei so einem partizipativen Prozess kommt kreuz und quer viel zusammen, wie auch folgender Dialog zwischen Gemeinderat und Kunstschaffender bei anderer Gelegenheit: – »Die Künstler sollten halt nicht nur fordern, sondern sich auch überlegen, was sie für die Stadt tun können.« – Antwort: »Dieses Argument gerade hier zu bringen, stimmt gar nicht, weil sich die Leute eh andauernd einbringen.« – Antwort: »Ja … das hier ist sowieso was anderes, weil hier auch neue Ideen zusammenkommen, die man aufgreifen kann.« Trotz dieses harten Aufschlags in den verschiedenen Realitäten des kulturellen Feldes ist die Stimmung überraschend gut, man ist beeindruckt von der durchdachten Prozessgestaltung, angeregt von der zügigen Geschwindigkeit, eingenommen vom proklamierten großen Ganzen, vom Miteinander und von der Gelegenheit (oder dem Muss) des eigenen Sprechens – und hat schließlich auch schon seine Verbündeten ausgemacht. Und das wiederum führt im Rahmen der Ergebnisse-Präsentation zu gelegentlichem Augenkontakt, Augenrollen und leisem Aufseufzen – oder lässt so manch irritierten Blick mit der Botschaft Entschuldigung-ich-konnte-das-in-meiner-Gruppe-nicht-verhindern im Raum herumschwirren. Aber alles in allem: nicht mal unlustig, so ein partizipativer Großprozess! Auch wenn da und dort doch einige Fünkchen Erschöpfung oder Skepsis aufzuflackern scheinen.

Wir wollen aber wegen ein bisschen Unbehagen nicht gleich anfangen, von »Scheinpartizipation« (dem kleinen aber feinen Unterschied von Teilnahme und Teilhabe) oder »Ideenklau« (gar zu paranoid?) zu sprechen, nein, gar nicht, denn ein bisschen Sprechen, Argumentieren und Vorschlagen ist tatsächlich zumutbar. Auch wenn dieser öffentliche Prozess dann doch gleich zu Beginn eine gewisse Ernüchterung entstehen lässt, was z.B. die Bedeutung der kleineren freien Initiativen und der eigenen Interessen anbelangt … dies aber gleich als beabsichtigte Desillusionierung zu bezeichnen, naja. Man will ja schließlich niemandem kleinlich Absicht in die Schuhe schieben, wo Größeres im Gange ist.

Wir wollen stattdessen gleich in die Vollen gehen und das Ende der Kulturpolitik ausrufen. Warum? Die Gelegenheit ist günstig, Konrad Becker und Martin Wassermair haben das auch getan, haben eben ein Buch herausgegeben, das unter dem Titel »Nach dem Ende der Politik. Texte zur Zukunft der Kulturpolitik III« Beiträge versammelt, die die derzeitige Bedeutung der Kulturpolitik einleitend so diagnostiziert: »Kulturpolitik ist als Kategorie öffentlichen Handelns kaum mehr sichtbar«. Interessanterweise macht Linz mit dem KEP und einem breit angelegten Partizipationskonzept nun die Kulturpolitik sehr wohl sichtbar und ich bin geneigt zu meinen, dass dieser Prozess eine spezielle Linzer Eigenheit ist, eine Mischung aus echter Ambition und kulturpolitischer Klugheit, die vergleichsweise geringe Größe der Stadt für den Luxus einer breiten Partizipation zu nutzen. Allerdings ist die Zielrichtung auch hier in Linz zunehmend auf »Einbindung« von Kultur gelegt, oder auf Verwertung, oder darauf, dass Kultur immer mehr Wirtschaft können muss – denn folgendes Zitat aus den »Texten zur Kulturpolitik« dürfte auch hier nicht ganz daneben liegen: »Kultur wird als ‚Soft Power' immer mehr zu einem Schauplatz des Wettkampfes von Städten und Regionen, in denen Kunst der Veredelung der Gastronomie und dem Serviceangebot für Tourismus und Immobilienindustrie dient«. Neben einer bezeichnenden Abwertung von Kultur im Angesicht der ökonomischen Sachzwänge passiere dementsprechend »eine ständige Aufwertung von Kultur, ungeachtet der zunehmenden Komplexität kultureller Praxen und Ausdrucksformen«. Kultur soll quasi als Super-Superkleber des Kommerzes oder des ökonomischen Notstands herhalten, je nachdem. Kultur ist so bunt aufgeblasen worden, dass man so gut wie alles reinpacken kann – mit nicht mehr klar auszumachenden kulturpolitischen Playern, und verkürzt: da und dort auch mal nur mit der Sehnsucht nach Kult statt wirklicher Kultur.
Ganz praktisch auf Linz herunter gebrochen sieht man diese Ambivalenzen anhand der Tabakfabrik, deren 80.000 m² dem Vernehmen nach auch einer kulturellen Nutzung zufließen sollen … und viele kennen bereits ein paar Geschichtchen dazu, deren Details hier allerdings den Rahmen sprengen würden. Noch mal herunter gebrochen: Der Verein RedSapata hat nun eventuell die Möglichkeit, bis 2014 in die Tabakfabrik zu übersiedeln. Noch ist nix fix und alles muss erst genau angeschaut werden. Denn trotz dieser erfreulichen Entwicklung ist dringend zu überprüfen, was dort zwischen kommerzieller Ausrichtung und kulturpolitischer Wünschbarkeit überhaupt möglich ist – noch dazu für einen kleinen Kulturverein, der kaum über Geld verfügt. Wo die großen Konfliktlinien verlaufen: Es geht nicht nur um »Kultur«, sondern um einen anscheinend wieder groß aufgebrochenen Graben zwischen Kunst und Kommerz – und den dezidierten Auftrag der Stadt an die Tabakfabrik, Geld zu erwirtschaften. Jedenfalls war diesbezüglich in den letzten Wochen beinahe jeder Tag großes Kino. Auch angesichts dessen entsteht das Gefühl: Dass innerhalb dieses vertrackten Geflechtes von Politik und Kulturpolitik, Wirtschaft, Krise und globalen Entwicklungen ganz, ganz viel kulturpolitische Wünschbarkeit entsteht. Unter diesen Monsterflügelchen der Wünschbarkeit erscheint »Partizipation für alle« tatsächlich fast wie eine alle zusammenschweißende Wunderwaffe, nach dem Motto: Das Ende der Kulturpolitik ist der Anfang der Kulturpolitik!



Tatsächlich stehen gerade freie Kunst- und Kulturschaffende zurzeit ziemlich unter Druck. Das Schlimme ist, dass sich so manch Kunst- und Kulturschaffende auch nach langjährigem Tun und Treiben noch immer in der Position sehen, um die vielzitierte »Wertschätzung« kämpfen zu müssen, anstatt Geld fordern zu können … und sich statt über wirkliche Beträge über Peanuts freuen (müssen). That's reality, leider. Partizipation macht da per se leider auch noch nichts besser – da hat sich unter dem größeren Dach der Ökonomie bereits so einiger Schrott angesammelt, richtiggehend breit gemacht, der gar nicht nur speziell die Kultur betrifft. Diese totalökonomischen Entwicklungen (und besonders auch das halbwegs zufriedene Einrichten darin, diese Akzeptanz des Unannehmbaren), erinnern an die Theorie der Soziologin und Philosophin Eva Illouz, die hier in diesem Blatt bereits besprochen wurde: Sie erkennt in den Entwicklungen der weitgreifenden gesellschaftlichen Durchökonomisierung ganz signifikante Zeichen einer weit fortgeschrittenen und beinahe unentrinnbaren Psychologisierung von Macht und Geld. Frei übersetzt: Vor 100 Jahren hat Henry Ford seine ArbeiterInnen befragen lassen, die dann sogleich zufriedener und besser produziert haben … und heute wird Macht in NLP-geschulten Teams organisiert, die sich, quasi auf Augenhöhe, gegenseitig ihre Geldbeträge zuschieben. Dafür praktiziert man vom kommerziellen Interesse abwärts marketingmäßig korrekt die Tools Befragung und Teilnahme, und am Ende bleibt nach so einer Einbindung das Konsumverhalten als politische Entscheidungskategorie. In diesem Sinn entsteht eine verfestigte Struktur aus allseitigem Wellness-Feeling, die einerseits die Ressourcen bestimmt und bezeichnenderweise alles ausschließt, was nicht nach diesen Regeln funktioniert. Etwas weit hergeholt im Zusammenhang mit dem KEP? Vielleicht. Andererseits: Es gehört heute nicht viel dazu, auf einen maroden Kapitalismus zu schimpfen, der momentan leider alles verunmöglicht. Es gilt allseits, die Strukturen zu durchleuchten, die nur allzu wellnessmäßig einer global praktizierten, verschleierten Ökonomisierung zuarbeiten. Schöne Zeiten für Kulturpolitik, schöne Zeiten für uns alle: Tiefes Unbehagen neben fröhlichem Winwinwinwin-Feeling. Und am Schluss die offene Frage: Wie viel Wellness verträgt eigentlich die Kultur?

Tanja Brandmayr ist freie Kunst- und Kulturschaffende.
Aktuelle Arbeit: Ausstellungsbeteiligung bei »Sechs ungewöhnliche Orte. Entdeckungen im Linzer Osten«, kuratiert von Christoph Wiesmayr und Bernhard Gilli, Architekturforum Oberösterreich.

»Partizipation ist immer gut«

Siegbert Janko (geb. 1945) war zwischen 1990 und 2010 Kulturdirektor der Stadt Linz und maßgeblich an der Entwicklung des ersten Linzer Kulturentwicklungsplans (kurz KEP) beteiligt. Dieser wurde im Jahr 2000 im Gemeinderat beschlossen und hat die kulturelle Entwicklung der Stadt stark beeinflusst. Unter Leitung seines Nachfolgers Julius Stieber wird derzeit in einem partizipativen Prozess ein neuer Kulturentwicklungsplan erarbeitet. *Thomas Philipp* (qujOchÖ) und *Thomas Diesenreiter* (backlab) sprachen aus diesem Anlass mit Janko über Kulturentwicklungspläne, politische Versprechungen und die Auswirkungen auf die Freie Szene.

Thomas Philipp: *Die Stadt Linz arbeitet derzeit am neuen KEP. Wieso eigentlich? Was ist deiner Meinung nach der Hintergrund?*

Siegbert Janko: Der erste KEP war von vornherein auf etwa zehn bis 15 Jahre angelegt und stand auch unter dem Aspekt »work in progress«. Damit war schon geplant, dass Entwicklungen während dieser Zeit immer wieder Berücksichtigung im KEP finden sollen. Der zweite Aspekt, der dazu gekommen ist, war das Europäische Kulturhauptstadtjahr. Damit hat es relativ schnell nach dem Inkrafttreten des KEP markante Änderungen in verschiedenen Bereichen gegeben. Ich glaube, es scheint die Zeit sehr richtig, dass jetzt über eine Neuformulierung des KEP nachgedacht wird.

Siegbert Janko

Thomas Philipp: *Was sind für dich die wesentlichen Unterschiede zwischen dem Prozess zum ersten und zum neuen KEP?*

Siegbert Janko: Wir hatten damals das Problem, dass wir auf keine oder wenig bestehende Modelle aufbauen konnten. Wir mussten suchend beginnen, viele Diskussionen mit Expert/innen und mit Künstler/innen führen. Es war ein sehr langer Diskussionsprozess, um überhaupt eine Struktur zu finden. Beim neuen KEP finde ich es sehr gut, dass eine wissenschaftlich erarbeitete Grundlage vorliegt, wie der Prozess laufen soll, welche Prozessziele erreicht werden sollen und damit eine stärker zielgerichtete Diskussion von Beginn an erfolgt.

Thomas Diesenreiter: *Das Büro Linz Kultur achtet beim neuen KEP darauf, dass möglichst viele Menschen eingeladen werden. Das heißt, es sind nicht nur Expert/innen aus dem Kunst- und Kulturbereich dabei, sondern ein sehr viel größerer Kreis. Trotzdem gibt es nach den ersten zwei Workshops erste Stimmen, die von einer Scheinpartizipation sprechen. Was denkst du dazu?*

Siegbert Janko: Partizipation ist immer gut und wichtig. Auch beim ersten Prozess war der Versuch da, möglichst viele gesellschaftliche Gruppen in den Diskussionsprozess einzubinden. Ich glaube, dieses Ziel wird jetzt richtiger Weise wieder verfolgt. Ich denke, dass mehrere Gründe dafür ausschlaggebend sind: Möglichst viele Potenziale zu nutzen, die in der Gesellschaft vorhanden sind, nicht nur in der Kunst- und Kulturszene. Eine breite Identifikation sowohl mit dem Prozess als auch mit dem KEP und mit dessen Zielen herzustellen. Und das gelingt nur mit einem möglichst breiten Prozess. Ich habe beim ersten KEP immer gesagt, dass der Weg zum KEP mindestens so wichtig war wie das Ergebnis, das heißt eine breite Aktivierung von vielen Menschen, sich mit Kunst und Kultur in dieser Stadt zu beschäftigen und damit eine wesentlich größere Akzeptanz und Aufmerksamkeit bei den Entscheidungsträger/innen zu erlangen. Ich glaube auch, dass in so einem Prozess sehr viele »Talente« entdeckt werden können und sehr viele neue Ideen auftauchen, auf welche die Insider/innen nicht kommen.

Thomas Philipp: *Welche Themen werden deiner Meinung nach im Zuge der Neuerstellung des KEP die bedeutendsten sein?*

Siegbert Janko: Die Frage einer »Kultur für Alle«, einer Chancengleichheit beim Zugang zu Kunst und Kultur, sowohl für die Produzent/innen als auch die Konsument/innen. Damit natürlich verbunden die Kunst- und Kulturvermittlung. Das wird in den nächsten Jahren die zentrale Frage sein: Wie gelingt es, mehr Menschen an Kunst und Kultur heranzuführen, sie dafür zu interessieren, sie auf Kunst und Kultur neugierig zu machen und sie auch zu Teilhabenden und Interessent/innen an Kultur zu machen? Abgewandelt nach Bert Brecht: Aus einem kleinen Kreis der Kenner/innen einen großen Kreis der Kenner/innen zu machen.

Thomas Philipp: *Sonstige Themen?*

Siegbert Janko: Da gibt es viele Schlagworte: Internationalisierung, internationaler Kunst- und Kulturaustausch ist sicher ein wichtiger Punkt. Aufmachen, neugierig sein für Entwicklungen. Was man sich ansehen muss: Die Schwerpunkte des ersten KEP, offene Räume, Technologie und Neue Medien sowie Freie Szene. Inwieweit konnte das eingelöst werden?

Thomas Diesenreiter: *Stichwort Freie Szene. Obwohl sie ein Schwerpunkt im ersten KEP war, begleiten uns permanent Diskussionen über deren prekäre Situation. Gerade vor kurzem hat es dazu wieder einen offenen Brief gegeben. Warum glaubst du, ist der große Schub für die Freie Szene, den man sich aus dem ersten KEP versprochen hat, ausgeblieben?*

Siegbert Janko: Ich glaube nicht, dass der Schub ausgeblieben ist. Es gab in der Zwischenzeit das Europäische Kulturhauptstadtjahr mit vielen Auftragsverhältnissen für die Freie Szene. Jetzt kann man natürlich sagen, es waren zu wenige. Aber es gab auf jeden Fall viele Kooperationen. Man muss Linz auch mit anderen Landeshauptstädten und Städten in Österreich vergleichen. Da liegt die Förderung der Freien Szene in Linz sicher mit an der Spitze. Das heißt, es ist sehr viel in dieser Zeit geschehen und eingelöst worden. Die Frage wird in Zukunft sein, wie bei voraussichtlich geringeren Mitteln der öffentlichen Haushalte Weiterentwicklungen im Bereich der Kultur möglich sein werden. Da muss man über viele Dinge diskutieren: Kooperationen, Vernetzungsprojekte, ein Aufmachen aller vorhandenen Ressourcen, die Schaffung von Möglichkeiten zur Einbindung von freien Künstler/innen und Kulturschaffenden.

Thomas Diesenreiter: *Aktuell stehen wir vor Einsparungen bei einzelnen Initiativen der Freien Szene, etwa bei der interkulturellen Medienwerkstatt PANGEA. Die KAPU hat mit verschiedenen Aktionen auf die verschärfte, prekäre Situation aufmerksam gemacht. jun0.at ist ein weiteres Beispiel, Social Impact wurde massiv gekürzt, Kreditsperren wurden ausgerufen. Der Unmut in der Freien Szene ist hoch. Ist das für jemanden wie dich nachvollziehbar?*

Siegbert Janko: Ich war in der letzten Woche bei drei unterschiedlichen Diskussionen zu den desaströsen Entwicklungen, die in der Wirtschaft und an den Finanzmärkten stattfinden. Und es war jedes Mal das Resümee, dass es beängstigend ist, vor welchen Entwicklungen wir stehen. Aus diesem Bereich müsste es meiner Meinung nach ein Aufbegehren von vielen Menschen geben, dass nicht wir die Suppe, die uns die Finanzhaie und Finanzspekulanten eingebrockt haben, auslöffeln müssen. Aus dieser Sicht lässt sich der Kulturbereich nicht isoliert herauslösen. Es wird in den nächsten Jahren schwierig sein, die öffentlichen Haushalte ausreichend zu finanzieren. Einer der wichtigsten Punkte wird auch beim neuen KEP sein, dass es gelingt, in allen gesellschaftlichen Gruppen und insbesondere in der Politik das Bewusstsein zu schaffen, dass Kunst und Kultur ein genau so wichtiger Teil von Stadtentwicklung ist wie andere kommunalpolitische Bereiche.

Thomas Philipp: *Inwieweit hat der Schwerpunkt »Freie Szene« deiner Meinung nach im neuen KEP überhaupt noch etwas verloren?*

Siegbert Janko: Ich habe in allen meinen Äußerungen und Diskussionsbeiträgen immer betont, dass die Freie Szene wesentliche Beiträge zur Entwicklung von Linz geleistet hat. Wesentliche Initiativen und Impulse sind immer wieder von der Freien Szene gekommen, die dann in Entscheidungs- und Entwicklungsprozesse in der Stadt Eingang gefunden und in irgendeiner Form Einfluss darauf genommen haben. Das setzt aber voraus - und da bin ich überzeugt davon - dass in Linz eine sehr starke Freie Szene vorhanden ist, auch im Verhältnis zu anderen Städten. Alleine aus diesem Grund wird sie in den nächsten Jahren wesentlich für die Kulturentwicklung in der Stadt sein. Die Freie Szene war auch der erste und wichtigste Faktor, der sehr stark Internationalität in die Kunst- und Kulturentwicklung der Stadt gebracht hat. Also es gibt viele Aspekte, wo die Freie Szene sehr wichtig für die Kunst- und Kulturentwicklung war, aber auch in den nächsten Jahren wichtig sein wird - egal ob das dezidiert ein Schwerpunkt im neuen KEP sein wird oder nicht.

Mehr Informationen zum KEP unter http://www.kep-linz.at

Was braucht Linz? Was kann der KEP?

Der »Kulturentwicklungsplan Neu« geht in seine öffentlich-partizipativen Runden. Kulturdirektor Julius Stieber im Interview mit *Tanja Brandmayr*.

Zu Beginn des KEP

»Stärken-Schwächen-Analyse der Stadt Linz« – in recht bunt zusammengewürfelten Grüppchen, ein bekennenderweise buntes Themen-Potpourri bei den Schwerpunktabenden. Was verspricht man sich von so einem Prozessdesign? Und: Ist das (auch) die Rache der Kulturpolitik an den Kulturschaffenden – so à la: Schauts einmal, hinter eurem Tellerrand kommt auch nur ein anderer Tellerrand?

Die Frage zielt meiner Meinung am Wesentlichen vorbei, da sie sich nur auf einen Ausschnitt des Prozesses bezieht und nicht berücksichtigt, dass zu den KEP-Diskussionsveranstaltungen ja noch eine Reihe anderer partizipativer Module gestellt wurden, die eine tiefer gehende Analyse und Auseinandersetzung mit den KEP-Themen ermöglichen. Ich denke da an die 72 ExpertInneninterviews, die für das Grundlagenpapier durchgeführt und dokumentiert wurden, ich denke an die Empfehlungspapiere des Stadtkulturbeirates, an die Themenarbeitskreise mit ExpertInnen, die derzeit in Planung sind, und natürlich an die zentrale KEP-Plattform *www.kep-linz.at*, die interaktiv gestaltet ist und wo man sich mit Anregungen und Maßnamenvorschlägen aktiv einbringen kann. Das heißt, wir holen uns Wissen, Wünsche und Visionen auf mehreren Ebenen ein, in Summe wird das eine gute Basis für den neuen KEP bilden. Außerdem muss man, denke ich, es als Experte/in auch aushalten, in bunt zusammengewürfelten Gruppen zu diskutieren, sich auch mit Menschen, die an Kultur interessiert sind , aber keine Experten/innen sind, zu konfrontieren. Und letztlich sind wir über das große Interesse und die zahlreiche Beteiligung bei den ersten beiden Workshops erfreut, wenngleich dadurch zwangsläufig bei verschiedenen Themen nur an der Oberfläche, wenngleich mit trotzdem guten Ergebnissen, gekratzt werden kann.

Ganz allgemein zum KEP neu

Was bringt ein Kulturentwicklungsplan überhaupt? Was kann er und was kann er nicht – vielleicht auch in Anbetracht des alten KEP und in Anbetracht der Erfahrungen, die Sie mit dem Kulturleitbild des Landes OÖ gemacht haben.

Wenn man sich die Umsetzungsqualität des alten KEP ansieht, und das wurde jetzt ja auch durch die für das Grundlagenpapier erstellte Analyse von LIQUA bestätigt, kann der KEP sehr viel. Vor allem dadurch, dass wir im Unterschied zum Kulturleitbild des Landes nicht nur Ziele und Visionen formulieren, sondern auch konkrete, umsetzbare Maßnahmen formulieren werden, die nach Priorität gereiht werden und Schwerpunkte festschreiben.

Der Leitsatz »Kultur für alle«

Vor Linz09 und mit Linz09 sind Formate und Marken entstanden, die das Publikum liebt. Aber was kommt jetzt? Ich beziehe mich auf kritische Diskussionsbeiträge aus den Workshops und frage provokant: Eine »Kultur der Vielen«, die Unterschiede zu integrieren vermag oder doch nur »Kultur für einen Jeden«? Anders gefragt: Gibt es schon Ideen, Wünsche für ein neues Credo?

Der Begriff »Kultur für alle« spielte im alten KEP eine ganz wesentliche Rolle und hat überhaupt die Linzer Kulturentwicklung der letzten Jahrzehnte nachhaltig geprägt. Daher wird er auch im Sinne der Demokratisierung der Kultur im neuen KEP eine zentrale Rolle spielen. Wir wollen den Begriff zeitaktuell mit neuen Inhalten aufladen, uns mit den Entstehungsbedingungen des Begriffs in den 1970er Jahren auseinander setzen sowie zu einer Begriffsdefinition kommen, die sicherlich in Richtung einer »Kultur der Vielen« geht und einer beliebigen Interpretation Vorschub leistet. Die Erfahrungen von Linz09 werden dabei selbstverständlich mitreflektiert.

Fotos: Stadt Linz

Julius Stieber

Zu Partizipation und Transparenz

Nach einem möglicherweise recht angenehmen Prozess fallen am Ende Entscheidungen, die nicht partizipativ sein können. Ein Großteil der Gelder sind gebunden, es heißt, die Stadt steht finanziell schlecht da – d.h. über vergleichsweise wenig Geld kann überhaupt neu entschieden werden. Wie viel Kultur ist da überhaupt noch möglich, wie viel Innovation ist von Kulturschaffenden überhaupt erwünscht? Worauf müssen sich besonders freie Kulturschaffende einstellen? Und anders gefragt: Welche Möglichkeiten werden von kulturpolitischer Seite überhaupt gesehen – wo sehen Sie die stärksten Potentiale?

Die Entscheidungsfindung wird sehr wohl in großen Teilen partizipativ sein, da wir ja mit dem KEP-Entwurf in entsprechende Gremien wie dem Stadtkulturbeirat oder dem Kulturausschuss der Stadt gehen werden. Was wir nicht können und wollen, ist eine Grundsatzentscheidung aller am Prozess Beteiligten, weil es ja auch darum geht, die politischen EntscheidungsträgerInnen, die – und das darf man nicht vergessen – gewählte und damit demokratisch legitimierte RepräsentantInnen sind, nicht aus der Verantwortung zu entlassen. Was die finanzielle Situation betrifft, so traue ich mir keine Prognosen erstellen, wie die Situation der Stadt in zwei, vier oder acht Jahren aussieht. Das kann ja auch viel besser sein als derzeit und der KEP ist ja auf 10 Jahre konzipiert. Es wäre daher völlig verfehlt, in der Erarbeitung des KEP diese »Geldschere« im Kopf zu haben. Außerdem muss aus meiner Erfahrung Innovatives und Neues nicht immer das große Geld kosten, wenn ich z.B. an die Themen Leerstand oder Kooperationen denke, die ja auch Themen der Freien Szene sind.

Zum freien Kunst- und Kulturschaffen

Tatsächlich ist es so, dass viele ProtagonistInnen zahlreiche Ausbildungen haben, leidenschaftliche Autodidakten sind, Expertinnen in ihrem Gebiet, Optimierungen schaffen, die anderswo überhaupt nicht denkbar wären, usw. – und trotzdem immer in Bringschuld oder Rechtfertigung ihres Status stehen – freies Kunst- und Kulturschaffen ist vielen nicht originär, innovativ, kritisch, gewitzt, … oder auch schlicht nicht professionell oder verwertbar genug. Wie ist ihre Wahrnehmung diesbezüglich?

Ich habe da eine gänzlich andere Position. Erstens sind die freien Kunst- und Kulturschaffenden in dieser Stadt sehr wohl originär, innovativ, kritisch, gewitzt und in großen Teilen professionell. Und zweitens sollten wir die Vokabeln Bringschuld und Rechtfertigung aus unserem Wortschatz streichen. Für mich ist es eine Selbstverständlichkeit, dass ich allen KünstlerInnen, Kulturschaffenden und freien Initiativen mit großem Respekt und auf Augenhöhe begegne. Sie leisten einen wichtigen gesellschaftlichen Beitrag für die Stadt, machen Linz lebendig und vielfältig und sind der Nährboden für Innovation und damit Kulturentwicklung. Auf dieser Basis kann, glaube ich, auch wirklicher Fortschritt entstehen.

Die Unverhältnismäßigkeit der Mittel

Ein Kritikpunkt seitens der freien Kulturschaffenden ist ja, dass die Zeit, sich einzubringen, kostet – auch beim KEP; und die Ressourcenlage gerade bei freien Kulturschaffenden ohnehin prekär ist. Das wäre natürlich kein Thema, wenn so eine Unverhältnismäßigkeit nicht symptomatisch wäre. Und man sich besonders beim KEP nicht zurücklehnen darf, um nicht völlig unterzugehen. Konkret, was sagen Sie auf solche Argumente – oder: Wo sehen Sie problematische Unverhältnismäßigkeiten – wo nicht?

Den KEP-Prozess und die Beteiligung daran darf man, denke ich, nicht unter diesem Gesichtspunkt betrachten. Hier geht es um zivilgesellschaftliches Engagement im klassischen Sinn und um Interessensvertretung für die eigenen Anliegen. Der Vorwurf der Unverhältnismäßigkeit ist jedoch dort gerechtfertigt, wo für die gleiche Leistung unterschiedliche finanzielle Rahmenbedingungen gegeben sind, z.B. wenn eine hoch professionelle Theaterproduktion einer freien Gruppe nur einen Bruchteil des Budgets hat, was institutionelle Einrichtungen in dieser Sparte zur Verfügung haben. Über dieses Thema muss man sich in einem offenen Dialog unterhalten und im besten Fall auch zu Lösungen, die die Situation verbessern, kommen.



Die Freien Kunst- und Kulturschaffenden und die Kulturlandschaft im Allgemeinen

Auch wenn sie als Begriff nicht ganz festzumachen ist, aber: Was soll eine »freie Szene« aus Ihrer Sicht können? Und nochmals darüber hinaus gefragt: Was für eine Kulturlandschaft würden Sie sich allgemein wünschen, ich meine idealtypisch, jetzt und vielleicht in näherer Zukunft: Was braucht Linz?

Die Freie Szene, die für mich die Summe aller nichtinstitutionell agierenden Kunst- und Kulturschaffenden ist, sollte aus meiner Sicht nicht nur das innovative Element in der Stadt sein, sondern auch den für die Kultur und Kunst so notwendigen Freiraum für Experimente nutzen, jungen Talenten eine Chance geben sowie zeitaktuell und rasch auf Strömungen und Themen der Gegenwart reagieren. Aufgrund der flexibleren Strukturen hat sie dazu auch bessere Voraussetzungen als der institutionelle Sektor. Was meine Vision für Linz betrifft, da würde ich mir wünschen, dass man auch seitens der Institutionen das Potenzial der Freien Szene viel mehr wahrnimmt und darauf reagiert, dass Linz noch mehr eine Stadt wird, die Anziehungspunkt für viele KünstlerInnen – auch von außen – ist und wieder verstärkt auf die kritische Kultur und die Förderung von Experimenten setzt. Ein Linz des Jahres 2020 sollte ein Linz sein, das die Existenzbedingungen für Kulturschaffende wesentlich verbessert hat und als Hot Spot einer innovativen Freien Szene in Österreich und auch im Ausland wahrgenommen wird. Darüber hinaus sollten die institutionellen Einrichtungen ihr Leistungspotenzial voll entwickelt haben und die Zusammenarbeit mit den Institutionen des Landes eine Selbstverständlichkeit sein. Kunst und Kultur werden dabei von einem professionellen Tourismus- und Stadtmarketing bestmöglich unterstützt, wobei die Autonomie der städtischen und landeseigenen Häuser und der Freien Szene in ihrer programmatischen Arbeit unangetastet bleibt.

Geld oder Lightkultur

Die Freie Szene kämpft erneut um eine Aufstockung der Fördersummen, die Kapu mit einer eigenen Kampagne. *Stephan Roiss* berichtet von der »Großen Lightshow«.

Dirt Deflector lassen es ordentlich krachen. Normalerweise. Diesmal spielt das Rock-Duo jedoch nahezu geräuschlos, weil unplugged. Radikal unplugged. Aus der Stromgitarre ragt kein Kabel – wozu auch: Es gibt weder einen Amp, noch eine Anlage. Leise klirren die Saiten. An ein Drumset erinnert nur ein einsamer Snare-Ständer – Schlagzeuger Hasi entpuppt sich als enthusiastischer Pantomime und drischt mit seinen Sticks auf imaginäre Trommeln ein. Ein Mikrophon ist zwar tatsächlich vorhanden, seinen Zweck erfüllt es jedoch nicht. Deswegen geben auch Dan Rocker und MC Selbstlaut ihre Songtexte gänzlich unverstärkt zum Besten. Und natürlich ohne Beats. Alles a capella. Wenn nicht gerade ein musikalischer Live-Act gegen den Lärm vorbeifahrender Straßenbahnen ankämpft, legt DJ Watzl auf. Der nickt mit den Kopfhörern zum Takt und ist sichtlich verzückt von seiner eigenen Tracklist. Das Publikum hingegen hat wenig davon. Es ist nichts zu hören. Von all diesen skurrilen Lautlosigkeiten lässt sich der Maler Karl Klar vor Ort zu einem Werk inspirieren. Farben hat er allerdings keine und die Leinwand auf seiner Staffelei bleibt weiß, obwohl er eifrig mit dem Pinsel über die Bildfläche streicht. Wir schreiben den 12.11.2011. Die Linzer KAPU inszeniert Ecke Landstraße/ Bethlehemstraße »Die große Lightshow!«.



Diese Aktion ist der Auftakt zur KAPU-Kampagne »Die neue Lightkultur«, mit der man auf die prekäre finanzielle Lage der Freien Szene hinweisen und gegen die gegenwärtige Kulturpolitik protestieren will. Die Botschaft des demonstrativ abgespeckten Programms kommt an: Wenn weiterhin eingespart und vertröstet wird, kann die Freie Szene bald nur noch »Lightkultur« der hier gezeigten Art liefern. Die Sub-, Neben- und Gegenkulturen wollen nicht länger für diverse Budgetkrisen und Finanzaffären zahlen. Die KAPU selbst sah sich durch die Ressourcenknappheit nicht bloß gezwungen zahlreiche Veranstaltungen abzusagen, sondern auch das Erscheinen des geschichtsträchtigen KAPUzines, das 18 Jahre lang regelmäßig aufgelegt wurde, bis Jahresende einzustellen.



Maschine brennt und brennt und brennt

»Linz verendet – ohne freie Kultur!« lautete dementsprechend das Motto eines offenen Briefes, der bereits Mitte Oktober publik gemacht wurde. Dieses Schreiben war an Vizebürgermeister / Kulturreferent Dr. Erich Watzl adressiert und wurde von insgesamt 36 Vereinen und 39 Einzelpersonen unterzeichnet. Beigefügt war dem Brief eine Statistik, die besagt, dass seit 2007 das Kulturbudget der Stadt Linz zwar insgesamt um 50% gestiegen ist, die Förderung der Freien Szene sich aber »unterhalb der Inflationsgrenze entwickelt«. Schenkt man diesen Ausführungen Glauben, bedeutet das zweifelsohne einen stattlichen Realverlust. Dieser erscheint jedoch noch gewichtiger, wenn man bedenkt, dass sich laufend Kulturvereine gründen und neue Projekte gestartet werden. Nichts ist erfreulicher als eine vitale Szene. Doch wenn der Kuchen nicht größer wird – gemessen an der Wertentwicklung sogar schrumpft – und gleichzeitig die Zahl jener wächst, die sich um ein Stück vom Kuchen anstellen, dann müssen die Kuchenstücke tendenziell kleiner werden und/oder neue Mäuler ungestopft bleiben. Beides geschieht und beides ist aus Sicht der Betroffenen alles andere als wünschenswert. Besagter offener Brief beklagt darum: »Die Hoffnung, dass es nach dem Kulturhauptstadtjahr im Sinne der Nachhaltigkeit zu nennenswerten Verbesserungen der finanziellen Ausstattung der freien Szene Linz kommt, hat sich leider zerschlagen«.



Diese Position wirkt angesichts einer Unmenge von stagnierenden und teilweise sogar massiv gekürzten Subventionssummen nachvollziehbar. Der offene Brief führt darüber hinaus aber noch zwei weitere Unannehmlichkeiten aus der jüngsten Vergangenheit an: Einerseits »die Streichung von Förderprogrammen wie der CD-Förderung ohne Rücksprache mit den Betroffenen«, die Anfang 2011 erfolgte. Andererseits den Umstand, dass über manche Förderansuchen erst am St.Nimmerleins-Tag entschieden wird (bis zu acht Monate nach Einreichung), was die Antragsteller/Innen handlungsunfähig macht und/oder enormen finanziellen Risiken aussetzt. Die Unterzeichner/Innen fordern darum u.a. »eine für die Verwaltung verpflichtende Behandlung der Förderanträge innerhalb von 3 Monaten«. Außerdem wollen sie bis spätestens 2015 eine stufenweise Beinahe-Verdopplung »des Anteils der freien Szene auf 5 % des Kulturbudgets, oder in absoluten Zahlen ausgedrückt auf mindestens 2,3 Millionen Euro« (laut Angaben des offenen Briefes derzeit etwa 2,7% bzw. 1,2 Millionen Euro). Na bumm.

Das Imperium schreibt zurück

Die Reaktion des Kulturreferenten ließ nicht allzu lange auf sich warten. In seinem Antwortbrief gesteht Dr. Watzl ein, »dass bei manchen Ansuchen die Bearbeitungsdauer verbesserungswürdig ist«, fügt aber umgehend hinzu, dass »sich diese Verzögerung bei einem Großteil durch unvollständige Unterlagen oder fehlende Abrechnungen vergangener Förderungen erklären lässt.« Die Kürzungen der Fördersummen, die einige Initiativen hinnehmen mussten, bestreitet Watzl ebenfalls nicht. Allerdings verweist er auf neue Projekte, die unterstützt werden konnten (z.B. kiosque) und auf Projekte, deren Unterstützungen erhöht werden konnten (z.B. KunstRaum Goethestraße). Obwohl dies der Wahrheit entspricht, ist das alleine noch nichts, was die Kritik seitens der Freien Szene entkräften könnte. Denn Watzl zeigt hier nur, wie der Kuchen verteilt wird. Schön für die, die trotz widriger Zeiten einen relativ üppigen Anteil bekommen. Aber der Kuchen, den es zu verteilen gilt, wird dadurch nicht größer.



Auffällig ist nicht nur, dass Watzl die konkreten Forderungen des Schreibens mit keinem Wort explizit behandelt, sondern auch, dass er in seiner Antwort die beiden maßgeblichen Zahlenangaben des offenen Briefes (an die Freien Szene ergehen insgesamt 2,7% = 1,2 Millionen Euro des Kulturbudgets / obwohl das Kulturbudget seit 2007 um 50% erhöht wurde, stagniert der Anteil, der in die Freie Szene fließt) nicht direkt zu berichtigen versucht. Stattdessen legt er den Fokus auf außerordentliche Einmalzahlungen (z.B. Ausschüttung von Linz09-Restmitteln) und auf zusätzliche Förderungen, die nicht unmittelbar dem Linz Kultur Budget, sehr wohl aber städtischen Kassen entnommen werden. Seine Beispiele schärfen sicherlich den Blick auf die Sachlage. Fazit: Nicht nur aus dem Kulturbudget fließt seitens der Stadt Geld in die Freie Szene. Aber selbst bei einer wohlgesonnen Lesart aller Argumente (die von durchwachsener Durchschlagskraft sind), muss man sich letzten Endes eingestehen, dass es hier immer noch um Summen geht, die mit Blick aufs große Ganze nahezu nichtig erscheinen. Vor allem verglichen mit den hohen Beträgen, die (kommerzielle bzw. massentaugliche) Großprojekte, stadteigene Einrichtungen und sogenannte Volkskultur einstreifen – um von zweifelhaften Euro-Fressern außerhalb des kulturellen Sektors (z.B. der Stadtwache oder diverser Bauvorhaben) gar nicht erst zu sprechen. Es mangelt offenbar schlichtweg an Wertschätzung für die Freie Szene oder am politischen Willen diese Wertschätzung in Form von Subventionen angemessen zum Ausdruck zu bringen. Der kulturpolitische Tausendsassa Thomas Diesenreiter resümiert in seinem Blog (diesenreiter.at): »Auch wenn Dr. Watzl in einigen Punkten Recht haben mag, so hat er leider in seiner Antwort den Kern unserer Kritik ignoriert. Es braucht eine langfristige Erhöhung des Basisbudgets der freien Szene, und das dringend. Das Argument, dass kein Geld vorhanden ist, lässt sich mit Blick auf die allgemeine Entwicklung des Kulturbudgets leicht entkräften.«



Ein Bollwerk gegen die Sauf- und Party-Nullkultur

Letzten Endes geht es darum, dass sich die Politik bewusst macht, was die Freie Szene leistet. Ein geeigneter Katalysator hierfür könnte das »Projekt KEP neu« sein. Die Abkürzung KEP steht für den Kulturentwicklungsplan der Stadt Linz, der erstmals 2000 geschmiedet wurde und dessen Neuauflage sich momentan in der offenen Workshop- und Diskussionsphase befindet. Darüber hinaus versucht z.B. die KAPU im Zuge von »Die neue Lightkultur« Bildungsarbeit zu leisten: Eine Woche nach der großen Lightshow lud man zu einer Podiumsdiskussion in den Keplersalon. Erich Watzl entsandte Kulturdirektor Julius Stieber, um mit Philip »Flip« Kroll (Obmann der KAPU), Gitti Vasicek (Kunstuni Linz) und Thomas Diesenreiter in einen Polylog zu treten. Im Zuge des Gesprächs attestierte Philip Kroll der gegenwärtigen Jugend eine »Sauf- und Party-Nullkultur«. Eine solche sei nicht unbedingt der Boden, in dem mündige und aktive Bürger/Innen heranreifen. Eine Stadt sollte sich also überlegen, welche Bürger/Innen sie haben wolle. Die kleinen, finanziell meist ausgehungerten Kulturvereine gehören jedenfalls zu den letzten Bastionen, die der wachsenden Dominanz der Dschungelcamp&Großraumdisko-Mentalität entgegenarbeiten.

Stephan Roiss hat Hobbys: Schreiben, Schreien, Schmusen.
www.stephanroiss.at

...das kann jeder...

Kristina Hofer über KAPU, Geschlecht und Arbeitsteilung.

Der folgende Text wurde im Jahr 2007 im Zuge eines von der damaligen Geschäftsführung des Linzer Kulturvereins KAPU initiierten Publikationsprojektes verfasst, das Geschichte und Strukturen des Hauses in möglichst vielen Facetten beleuchten sollte. Auf einer für alle Autor/innen offen geführten Mailingliste wurde lange und kontrovers diskutiert, ob und warum es notwendig sei, auch Geschlechterverhältnisse in diesem Rahmen zu thematisieren. Das Thema wurde durchgeboxt, der »Gender-Artikel« verfasst, das Buch schließlich nie realisiert.

Die verspätete Veröffentlichung des (stark gekürzten) Texts soll kein isoliertes Zustandsbild über die vergangene oder aktuelle Verfasstheit der Geschlechterverhältnisse in der KAPU zeichnen, sondern ein Schlaglicht auf eine Geschichte der ewigen Wiederholung werfen: Geschlecht und Arbeitsteilung wurden über einen langen Zeitraum in vielen verschiedenen Zusammenhängen diskutiert, und sollten vielleicht wieder mit mehr Nachdruck eingefordert werden.

Der KAPU exorbitanten Sexismus und geschlechtsspezifische Gemeinheit vorzuwerfen, wäre bestimmt ungerechtfertigt. Dass an dieser Stelle dennoch ein Text steht, der die Interdependenzen von Geschlecht und Arbeitsteilung im Verein kritisch beleuchtet, ist als Teil einer Notwendigkeit umfassender Größenordnung zu betrachten. Entgegen der immer wieder auch und vor allem in subkulturellen Zusammenhängen geäußerten Ansicht, die Gegenwart würde ganz generell für Frauen jedweder Denomination keine Benachteiligungen bergen, die sich auf ihr Geschlecht zurückführen lassen könnten, finden sich tatsächlich in vielen Bereichen (auch in der Subkultur) Strukturen, die dem Anspruch der Ausgeglichenheit nicht gerecht werden können. Arbeitsteilung in Kulturinitiativen – nicht nur in der KAPU, wohlgemerkt – ist ein solcher Bereich.

Schreiben über Geschlecht ist jedoch immer ein riskantes Unterfangen. Ein ewiges Unentschieden lastet auf scheinbar jeder Aussage: alte oder neue oder wie kommt es endlich mal zu keinen Ausschlußmechanismen? Oder: wie kann ich ernsthaft für »Frau« und »Mann« als gesellschaftliche und politische Kategorien argumentieren, ohne dabei irgendwelche Essentialismen zu zementieren? In einem relativ knappen Text wie diesem läuft die Autorin Gefahr, sich hoffnungslos in innerdisziplinäre Widersprüchen zu verstricken. Insofern stellt dieser Text ein Beispiel , wie es immer noch gleichzeitig unmöglich und unumgänglich sein kann, über Geschlechterverhältnisse in einem Raum wie der KAPU zu schreiben.

Wie es Didi Neidhart im Interview[1] frei nach Georg Seesslen ausdrückte: Wird die Debatte um Geschlechtlichkeit zu kompliziert, will sie keiner mehr. Allerdings. Wenn auch die Diskussion um Geschlechter und Verhältnis in und um die KAPU nie unkompliziert war, kam sie meist in einigermaßen traditioneller und reduzierter Form daher: Wir redeten immerhin noch nicht einmal queer oder dekonstrukt. Ich bewege mich insofern in diesem Essay ebenfalls im Fahrwasser von klassischem Weissen second wave high feminism – Männer-Frauen-Putztuch-E-Gitarre; was in sich selbst bereits eine gewisse Aussagekraft über den Stand der Dinge im betreffenden Raum bergen mag.

das kann jeder...

....hieß eine 1996 auf sacro egoismo releaste 7" des Linzer Punk-Aushängeschilds Strahler 80. Strahler kamen aus der KAPU. Mehr als das: Zumindest was die späteren Neunziger betrifft, konnte Strahler 80 durchaus als eine wichtige Vertretungsinstanz der KAPU nach »außen« verstanden werden. Ich lese die Band hier als Illustration einer Tendenz, und erlaube mir eine grobe Verallgemeinerung – die KAPU war/ ist immer schwer identifiziert darüber, was an Musik darin stattfand; auch über die Musik, die von KAPU-Menschen gemacht wurde.

Was hat das alles aber mit Arbeit und Geschlecht zu tun?

Wenn die Produktion von Musik[2] einen Teil der vom gesamten Zusammenhang KAPU geleisteten Arbeit darstellt, dann handelt es sich dabei um einen dankbaren Teil: sehr sichtbar, sehr geschätzt, oft mit einem hohen Maß an sehr direkter Entschädigung[3] verbunden. Andere Tätigkeiten, die in einem Kulturverein einfach anstehen – wie zum Beispiel kochen, wischen, Bettwäsche waschen – sind meist weniger sichtbar, und weniger geeignete Trittbretter zur Repräsentation des Hauses nach außen. Für sich genommen sind beide Tätigkeitsbereiche ohne Zweifel gleich notwendig für das Funktionieren des Betriebs. Oftmals erfordern Aufgaben beider Bereiche auch ein ähnliches Maß an Herzblut und dedication: Stiegenhauswischen und Proben können gleich anstrengend sein. Dennoch scheinen Stiegenhauswischen und Musik spielen in den Augen der KAPUbesucher/innen nicht unbedingt denselben Stellenwert einzunehmen. Insofern macht eine anscheinend banale Erbsenzählerei – wieviele Mädels spielen in Bands, und wieviele Jungs? Wieviele Jungs kochen, und wieviele Mädels? - schon Sinn. Fragen der Arbeitsteilung drehen sich nicht nur darum, was halt getan werden muss und wer wieviel Spaß an welcher Tätigkeit hat, sondern auch darum, welcher Verwertungslogik die einzelnen Tätigkeitsbereiche untergeordnet werden. Um mit Herta Gurtner zu sprechen: »Wenn im Kulturbereich gute Jobs vergeben werden, wird sicher nicht danach gefragt, wer denn die Bettwäsche so gut gewaschen hat – sondern wer die Bands gebookt hat und wer sichtbar nach außen ist.«

Betrachtet man die Geschichte des Hauses und des Kollektivs, fällt ins Auge, dass einer beträchtlichen Anzahl an Männer-only-bands kaum eine Handvoll Musikerinnen gegenüber stehen. Akkurate Aussagen über eine eventuell ähnlich geschlechtsspezifische Verteilung von diversen Putz-, Koch- und Kassajobs im Laufe der Geschichte des Vereins sind hingegen schon schwieriger zu treffen, was durchaus mit der weniger durchgängigen Dokumentierung dieser Aktivitäten in Zusammenhang gebracht werden könnte – ein KAPU-Bandpool ist leicht aufzumachen, nicht aber ein KAPU-Bandbetreuungspool. Das Fehlen einer niedergeschriebenen Koch- und Putzgeschichte übersetzt sich natürlich nicht in einen direkten Indikator dafür, dass die KAPU ein sexistisch-rückständiger Verein wäre. Der Verein definiert sich nicht über Instandhaltungsarbeiten, sondern übers Musikmachen. Die Einführung einer Putzdokumentation halte deswegen auch ich für unsinnig. Nichtsdestotrotz: Wenn Musik machen in der KAPU wichtiger ist als andere Arbeiten, was ist dann ausgeglichen an der Arbeitsteilung – bei der eindeutigen Überzahl an männlichen Machern? »das kann jeder... aber nicht alle tun es!«, betitelt Huckey Renner treffsicher in seinem Review der Strahler Platte im *hillinger* 3/96. Womit wir uns mitten in der Problematik befänden: Wer kann was, und wer tut es?

...aber nicht alle tun es

Auf Anläufe von außen, die Arbeitsteilung im Haus aus der Geschlechterperspektive zu diskutieren, reagierten verschiedene AktivistInnen der KAPU immer wieder mit Unwillen. Besonders scharfe Kritik kam in diesen Fällen oft von KAPU-Frauen, die sich verständlicherweise nicht automatisch ins Opfereck abdrängen lassen wollten. Ein guter Teil der Betriebsgruppe schien Arbeitsteilung weniger als ein Produkt von Strukturen zu verstehen, als eine Frage von Persönlichkeit: Wichtige Arbeit machen könne bitte jede, die wolle; nur: Es wollen halt so wenige.

Hand in Hand mit der Begründung via Willen ging oft eine Begründung über individuelles Talent, vor allem in Bezug auf die Königsdisziplin Musikproduktion. Im Interview erklärten nicht weniger als drei ehemalige KAPU-Mitarbeiterinnen den Männerüberhang in der Musikarbeit damit, dass sie selbst eben »leider völlig unmusikalisch« seien, und deswegen in diesem Feld nicht zur Veränderung beitragen könnten. Polemisch gefragt: Hieße das dann, dass Männer nicht putzen mussten, weil sie musikalischer waren? Und überhaupt: Gings bei Punk vorwiegend um Musikalität und Talent? Wenn dem so war: Warum kann das dann eigentlich jede/r?

können und wollen

Auffallend ist, dass in der Diskussion um Arbeitsteilung und Geschlechterverhältnisse viele von MitarbeiterInnen der KAPU formulierte Argumente nach einer Art Kessellogik funktionierten: Bei uns passt eh alles, weil wir ein subkulturell orientierter Verein und darüber hinaus alle befreundet sind; gleichzeitig ist das, was nicht passt, dem gröberen gesellschaftlichen Rahmen zuzuordnen, weil woanders geht`s schließlich auch nicht anders zu – in jedem Fall ist es nicht die KAPU, die für irgendwelche Unausgeglichenheiten zur Verantwortung zu ziehen wäre.

Das Komplizierte im Umgang mit einer solchen Argumentation liegt darin, dass sie eben genau jene Unentschiedenheiten widerspiegelt, von der gesellschaftliche Verhältnisse in der Wirklichkeit nun mal gekennzeichnet sind. Schließlich stimmt es ja: Die KAPU ist ein subkulturell verankerter Verein, und sie ist gleichzeitig auch gesamtgesellschaftlich wirksamen Mechanismen und Diskursen unterworfen. Sich aus diesem scheinbaren Paradoxon allerdings ein sicheres Schiff schnitzen zu wollen, stellt bei weitem nicht die einzige Möglichkeit dar, mit unentschiedenen Realitäten – und realen Ungleichheiten – umzugehen. Unentschiedenheit stiftet nicht einzig Verwirrung, sondern eröffnet auch die Gelegenheit, innerhalb dieser Verwirrung von Herrschaftsstruktur und subkulturellem Impetus den eigenen Aktionsradius als dynamisch zu begreifen, und immer wieder aufs Neue auszuloten.

kann das was?

Insofern kann dieser Text keine Patentrezepte verschreiben, sondern nur versuchen, diskursive Zwischenräume aufzumachen – Räume, die nicht von vorne herein unter der Last einer entweder-oder Konfrontation zwischen totaler Wurschtigkeit und dem Imperativ des Nudelsalats[4] kollabieren, sondern sich vielmehr in einer kritischen Auseinandersetzung mit beiden Positionen aufspannt. Dass subkulturelle Zusammenhänge von Interventionen aus dem Zwischenraum profitieren können, zeigte sich wiederholt an anderen Orten – so zum Beispiel an den Wiener Ladyfesten der 2000er. Können müssten wir's alle. Na dann.

Kristina Pia Hofer ist an der JKU Linz im Bereich Geschlechterforschung tätig und spielt Gitarre und singt bei »The Happy Kids«.

---

[1] Zitate im Text und Verweise wie »im Interview« und dergleichen beziehen sich, wenn nicht anders gekennzeichnet, auf mehrere im Zuge der Erstellung dieses Textes mit aktuellen und ehemaligen AktivistInnen und FreundInnen der KAPU geführten emailinterviews. Meinen verbindlichsten Dank an dieser Stelle an Michi Bennington, Herta Gurtner, Silke Hametner, Barbara Hinterleitner, Barbara Huber, Sigrid Justl, Rainer Krispel, Tanja Lattner, Kathi Loidl, Didi Neidhart und Klemens Pilsl.
[2] Im weitesten Sinne: soll heißen, dass ich Musik-möglich-machen, wie Booking, labels, Promotion etc, als eine prestigeträchtige site von Musikmachen verstehe.
[3] Ich spreche hier nicht davon, dass man als subkulturelle Mucker/in wahnsinnig viel Geld verdienen könnte. Ich beziehe mich vielmehr auf die Freuden von fame als jenen von fortune.
[4] »Nudelsalat« scheint in KAPU-nahen Linzer Zusammenhängen langsam die berühmte »Lila Latzhose« als Synonym für traditionell-radikale, frauenorientierte Feministinnen abzulösen.

Novemberpogrom

Luis Liendo Espinoza über die Reichspogromnacht und den eskalierenden Antisemitismus 1938.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 fanden in Nazideutschland die schwersten Pogrome im deutschsprachigen Raum seit dem Mittelalter statt. Vorwand für diese Orgie der Gewalt war das Attentat des 17-jährigen deutsch-polnischen Juden Herschel

Herschel Grynszpan

Grynszpan auf den deutschen Diplomaten Ernst von Rath in Paris am 7. November. Auf Weisung der NS-Führung, ausgeführt von SA, NS-Funktionären und Zivilisten, kam es im gesamten Dritten Reich zu Angriffen gegen Juden. Synagogen, Wohnungen und Geschäfte wurden demoliert und in Brand gesetzt. Nach aktuellen Forschungen kamen allein in der Reichspogromnacht mind. 400 Menschen ums Leben. Insgesamt forderte das Pogrom 1.300 – 1.500 Opfer. In Linz stürmten dutzende SA-Männer am 10. November um 3 in der Früh mit Hacken und Bezinkanister die Linzer Synagoge. Während der Tempel brannte, vollzog ein Zivilist mit dem geplünderten und hingeworfenen Inventar ein Schauspiel zur Belustigung des versammelten Pöbels. Die Feuerwehr griff vorsätzlich nicht ein und achtete allein darauf, eine Ausbreitung des Feuers zu verhindern. Bei einer Reihe von Überfällen am selben Tag, welche als Hausdurchsuchungen getarnt waren, wurden Juden in ihren Wohnungen misshandelt und eingeschüchtert.

In Wien kam es bereits vor dem Einzug der deutschen Nazis im März 1938 zu antisemitischen Ausschreitungen durch österreichische Nazis und *ganz normalen Wienern*. Parteimitglieder, österreichische SA, Hitlerjugend, Polizei und Zivilisten begannen Juden auf offener Straße, in Parks, in ihren Wohnungen und Geschäften, in Gefängnissen und auf Polizeirevieren zu überfallen, zu misshandeln, auszurauben und zu verschleppen. Jüdische Geschäfte und Wohnungen wurden zu Tausenden am helllichten Tag schamlos geplündert. Die wochenlangen Gewalttaten in Österreich fanden ohne Befehl von höheren Instanzen statt. Auch im »Altreich« war 1938 bereits vor dem Novemberpogrom die Gewalt eskaliert. Im Frühjahr wurden in ganz Berlin jüdische Geschäfte, Praxen und Kanzleien beschmiert, drei Synagogen geplündert und demoliert. Zu weiteren Gewaltakten kam es in Magdeburg und Frankfurt am Main. Im Mai und Juni wurden bei Großrazzien mind. 1.800 Juden verhaftet.

Unter dem Eindruck der sich radikalisierenden Situation gestaltete sich die Emigration der Juden aus dem Machtbereich des Dritten Reiches immer chaotischer. Die Nazis propagierten einerseits die Auswanderung der Juden und unterstrichen diese Forderung durch ihre Gewaltbereitschaft, andererseits wurden der Ausreise kaum zu überwältigende Hindernisse in den Weg gelegt. Das geforderte Verfahren bestand aus einem unüberschaubaren und oft improvisierten Instanzenweg, dazu kam die Willkür der lokalen Beamten, die sich vielerorts damit vergnügten, die auf den Ämtern Wartenden zu drangsalieren. Im März 1938 wurde auf Initiative der USA die Konferenz von Évian angekündigt, welche Wege finden sollte, die Auswanderung von Flüchtlingen aus Deutschland zu erleichtern. Schon im Einladungsschreiben wurde den teilnehmenden Staaten zugesichert, dass keine verbindlichen Erhöhungen der Einwanderungsquoten oder finanzielle Zuwendungen gefordert werden würden. Jede Diskussion über den europaweiten Antisemitismus wurde systematisch unterdrückt. Juden, welche nur als *politische Flüchtlinge* angeführt wurden, hatten keine offizielle, einheitliche Vertretung oder Mitsprache, sondern allein das Recht auf Anhörung. Unter fadenscheinigen Begründungen lehnten 31 Staaten eine Aufnahme jüdischer Flüchtlinge ab. Obwohl die europäischen Staaten zu diesem Zeitpunkt im Besitz von Ländereien auf allen Kontinenten waren, konnte sie sich nicht dazu durchringen, auch nur einigen Tausend Juden die Einreise in einen Winkel ihres Kolonialreichs zu erlauben. Der einzige Fleck auf Erden, auf dem Juden visafrei einreisen konnten, war Shanghai. Die Vertreter der jüdischen Hilfsorganisationen durften nur vor einem Subkomitee vorsprechen, wo sie an einem einzigen Nachmittag einzeln innerhalb von 3-4 Minuten die Situation der Juden in Europa darlegen mussten. Évian war der Beweis für die Machtlosigkeit der jüdischen Lobby. Wenige Monate vor der Reichspogromnacht hatte die internationale Staatengemeinschaft jede Unterstützung der bedrohten Juden abgelehnt.

In Polen führte die jüdische Bevölkerung auf der juristischen, politischen und ökonomischen Ebene einen verzweifelten Kampf gegen den Antisemitismus. Der polnischen antideutschen Boykottbewegung gelang es dabei sogar, den deutschen Export nach Polen empfindlich zu stören. Der jüdische sozialistische Bund führte einen aktiven Kampf unter Waffeneinsatz und Selbstverteidigung, zum Schutz der Händler auf den Märkten und der bedrohten jüdischen Bevölkerung. Dennoch konnten die Aktivitäten der polnischen Juden die zunehmende Verbreitung des Antisemitismus nicht verhindern. 1938 wurde die angebliche Notwendigkeit einer jüdischen Massenauswanderung von hochrangigen Vertretern des Regierungslagers aktiv propagiert. Im März 1938 beschloss das polnische Parlament ein Gesetz zur Ausbürgerung polnischer Staatsbürger, welche länger als fünf Jahre außerhalb Polens gelebt, gegen den polnischen Staat agitiert oder die Verbindung mit der polnischen Administration und dem »polnischen Volke« gebrochen hätten: Es ging um die Ausbürgerung Zehntausender polnisch-jüdischer Staatsbürger in Deutschland. Die Deutschen reagierten prompt. Auf Anordnung Himmlers wurden vom 17. bis 19. Oktober 17.000 polnische und staatenlose Juden polnischer Herkunft abgeschoben. Mangels vorgefertigter Regelungen vollzog sich die Verschleppung chaotisch und willkürlich. In jedem Fall wurden die Betroffenen (40% der ausländischen Juden waren in Deutschland geboren) brutal aus ihrem Alltag gerissen. Oft wurden sie über Nacht verschleppt und anschließend mit Zügen an die Grenze gebracht. Nahe der Grenze wurden die Verhafteten schließlich unter Drohungen und Schlägen zu Fuß nach Polen getrieben. Zum Teil wurden die polnischen Juden von SS in den Grenzfluss getrieben und von polnischen Grenzwächtern zurück gehetzt. Nachdem Tausende tagelang im Niemandsland und lokalen Bahnhöfen ausharren mussten, wurden die Menschen in polnischen Grenzorten unter menschenunwürdigen Bedingungen interniert. Unter den Flüchtlingen waren auch Sendel und Ryfka Grynszpan, Herschel Grynszpans Eltern. Seine Schwester schrieb ihm noch eine Postkarte, in der sie ihm die Verschleppung an die polnische Grenze schilderte. Grynszpans Tat war ein Akt der Rache gegen die Situation seiner Eltern und den eskalierenden Antisemitismus.



Reichspogromnacht in Oberösterreich: In den frühen Morgenstunden des 10. November 1938 steckten Angehörige der SA-Gruppe Alpenland die Linzer Synagoge in Brand, nachdem sie zuvor noch Wertgegenstände entfernt und benachbarte Objekte »gesichert« hatten.

Das Novemberpogrom war letztlich nur ein weiterer, wenn auch markanter, Baustein einer umfassenden antisemitischen Mobilisierung, die zu jener Zeit halb Europa und selbst den arabischen Raum erfasst hatte. Ungarn beschloss 1938 eine umfassende antijüdische Gesetzgebung, welche u.a. die freie Berufswahl für Juden aufhob und den Erwerb von Grundbesitz verbot. Rumänien erließ im Januar 1938 ein Gesetz, das schlagartig ca. 250.000 (!) rumänischen Juden die Staatsbürgerschaft entzog. In Bulgarien kam es im September 1938 in Sofia zu antisemitischen Ausschreitungen. Selbst im Jischuw in Palästina war man vor dem Wahn nicht sicher. Die Politik der Briten bestand darin, den Forderungen der reaktionären und zum Teil antisemitischen arabischen Nationalbewegung nachzugeben. Ab 1936 wurde die Zuwanderung von Juden in das britische Mandatsgebiet weiter eingeschränkt. Mit der Veröffentlichung des MacDonald-Weißbuchs im Mai 1939 hatten die Briten entschieden, das Projekt eines jüdischen Staates endgültig fallen zu lassen. Die Juden sollten als Minderheit in einem arabischen Staat leben. Zu dieser Zeit intensivierten sich auch die Kontakte arabischer Organisationen und der frühen islamistischen Gruppen mit dem NS-Regime. Bereits in den 20er Jahren hatte eine Zentralfigur des palästinensischen Nationalismus, der Mufti von Jerusalem Amin el-Husseini, den palästinensischen Nationalismus im Sinne eines *Befreiungskampfes* gegen eine antiislamische, jüdische Weltverschwörung propagiert. Nun war diese Saat aufgegangen. Die ägyptische Muslimbruderschaft begann in den 30er Jahren eine intensive Kampagne zur *Befreiung* Palästinas. Dabei wurden die ideologischen Fundamente für den modernen Dschihad gelegt. Tod und Krieg wurden glorifiziert, das Selbstopfer als Pflicht im Dschihad propagiert. Abordnungen der faschistischen Bewegung Junges Ägypten oder der nach dem Vorbild der Hitlerjugend organisierten irakischen Futtuwah nahmen 1936 bzw. 1938 an den Reichsparteitagen der NSDAP teil. Die Syrische Nationalsozialistische Partei und die Phalanges Libanaises waren mit hakenkreuzartigen Fahnen und Faschistengruß auch äußerlich an der NSDAP angelehnt.

Der katastrophale Ausgang der Évian-Konferenz und die weltweiten, verschärften Einwanderungsregelungen kamen einem Todesurteil gleich. In der Tat vollzog sich 1938 jene fatale Entrechtung und Isolation der Juden, welche die Endlösung ermöglichte. Hunderte geflohene, glücklose Juden wurden unter Zwang nach Deutschland abgeschoben. Die zionistische Führung und jüdische Organisationen unternahmen große Anstrengungen, um den Opfern des Terrors zu helfen. Doch fehlte ihnen die Macht, den Kampf gegen das *III. Reich* auf eine solide Basis zu stellen. Sie waren auf Gedeih und Verderb dem guten Willen der westlichen Demokratien ausgeliefert. Die westlichen Staaten wollten den Krieg nicht riskieren und ernteten dafür den Weltkrieg. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war vielen Juden die objektive Bedeutung des Zionismus klar geworden: In einer Welt antisemitischer Staaten lag die einzige Möglichkeit, die eigene Haut zu retten darin, selbst die Geschicke eines Staates zu lenken. Einen im emanzipatorischen Sinne notwendigen Staat, weil nur dieser unter den gegebenen Bedingungen, die materiellen und militärischen Voraussetzungen schaffen konnte, um jüdische Autonomie auch praktisch gegen den Wahn zu verteidigen. Die organisierte und bewaffnete »Zufluchtsstätte« (Jean Amery) der Juden.

Luis Liendo Espinoza ist freier Autor und lebt in Wien

Fekter und die Juden

Stephan Grigat über die österreichische Finanzministerin & Antisemitismus in der Globalisierungskritik.

Maria Fekters Äußerungen zum Zusammenhang von Bankenschelte, zwei Weltkriegen und Judenhass im September dieses Jahres waren derart geschichtsvergessen und in ihrer Intention durchschaubar, dass es einem widerstrebt, sie näher unter die Lupe zu nehmen. Interessanter wäre es wohl gewesen, über Fekters Beitrag zur Befeuerung der Fremdenfeindlichkeit in Österreich durch ihre Asylpolitik und ihre Äußerungen als Innenministerin in den Jahren 2008 bis 2011 zu diskutieren und zu fragen, warum ausgerechnet solch eine Politikerin sich nun zur Streiterin gegen »Feindbilder« berufen fühlt. Zugleich sollte man fragen, warum die sozialdemokratischen Exponenten und Exponentinnen der parteipolitischen Konkurrenz, die sich durch ihre Attacken gegen das »Spekulantentum« größte Mühe geben, den wirren Äußerungen Fekters eine gewisse Plausibilität zu verleihen, sich ausgerechnet angesichts der Äußerungen der Finanzministerin zu großer Aufregung genötigt sahen und sich als Antisemitismuskritiker ins Spiel brachten. Es sind dies dieselben Leute, die noch nie ein kritisches Wort über das Antisemitenregime im Iran verloren haben und nicht im Traum daran denken würden, gegen Österreich-Besuche von Repräsentanten dieses Holocaustleugnerregimes, das dem jüdischen Staat ein ums andere mal mit Vernichtung droht und ganz offensichtlich bestrebt ist, sich die dafür notwendige Technologie zu beschaffen, zu demonstrieren oder auch nur in einer Presseaussendung zu protestieren.

Fekters Äußerungen waren nicht der erste Versuch, eine dringend gebotene Kritik am Antisemitismus in den Diskussionen über die Finanzkrise für die Verteidigung einer bestimmten Politik zu instrumentalisieren. Schon in der deutschen Debatte über Managergehälter ging es 2008 dem Präsidenten des Instituts für Wirtschafsforschung Hans-Werner Sinn und dem heutigen Bundespräsidenten Christian Wulff mit ihrer Gleichsetzung des Geraunzes über Manager mit antisemitischen Parolen aus den 1920er Jahren nicht um eine Kritik antisemitischer Denkmuster. Ähnliches kennt man aus den Diskussionen über antisemitische Stereotype im Marxschen Werk und über Antisemitismus im Marxismus, die gerne als moralisch scheinbar einwandfreies Argument gegen radikale Gesellschaftskritik in Anschlag gebracht werden. Bei rechten Marx-Kritikern fungiert der Vorwurf des Antisemitismus gegen den Autor der Kritik der politischen Ökonomie als billiger Vorwand für die Diskreditierung materialistischer Gesellschaftskritik. Man denke nur an Konrad Löw, dessen Mitte der 1990er-Jahre erschienene wüste Tirade »Mythos Marx« keine Kritik darstellt, sondern Ausdruck antiemanzipatorischer Ressentiments eines Autors ist, der Publikationen wie der »National-Zeitung« Interviews gibt und in seinen Arbeiten selbst antisemitische Klischees verbreitet. Hans-Olaf Henkel, der ehemalige Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, empörte sich 2008 mit Verweis auf einen angeblichen Marxschen Antisemitismus, der den Straftatbestand der Volksverhetzung erfülle, über den finanziellen Beitrag der deutschen Regierung zur Marx-Engels-Gesamtausgabe. Und die rechts-konservative Junge Europäische Studenteninitiative forderte Anfang der 1990er Jahre mit der gleichen Begründung die Umbenennung des Karl-Marx-Hofes in Wien.

Einer derartigen »Kritik« geht es nicht um eine Erklärung, wie aus der Unzufriedenheit mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und dem Willen zur Veränderung, wie aus der Sehnsucht nach dem ganz Anderen eine mal ressentimenthafte, mal regressive, mal mörderische Partizipation am gesellschaftlichen Unheil im Wege seiner scheinbaren Bekämpfung wurde, sondern die Sehnsucht nach dem Anderen und der Wille zur Veränderung selbst sollen diskreditiert werden. Ganz so wie Maria Fekter suchen Figuren wie Hans-Werner Sinn oder Hans-Olaf Henkel wohlfeile Munition zur Verteidigung der Charaktermasken des Kapitals und zur Legitimation der von ihnen favorisierten Politik.

Doch unabhängig von den Äußerungen von Fekter oder Sinn, die sich keine Sekunde für die Opfer des Antisemitismus interessieren und sie dementsprechend zum Material im politischen Kleinkrieg degradieren, bietet die Debatte über Spekulanten und Manager genügend Anlass zur Kritik. In Diskussionen über die Globalisierung finden sich zahlreiche Argumentationen, die zumindest strukturelle Ähnlichkeiten zum Antisemitismus aufweisen. Und immer wieder auch explizite Identifikationen der Mechanismen der globalen Kapitalverwertung mit Juden oder einem vermeintlich »jüdischen Prinzip«. Letzteres insbesondere bei nationalsozialistischen oder islamistischen Kapitalismuskritikern von Ungarn bis in den Iran, immer wieder jedoch auch in der globalen Linken.



Demo der »Freunde des Wohlstands«

Das resultiert nicht aus der Radikalität der Gesellschaftskritik von Attac oder ähnlichen Vereinen, sondern aus einem Mangel an Radikalität. Angesichts der schlechten Einrichtung der Welt fordert man nicht etwa den Umsturz aller Verhältnisse, »in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist« (Marx), sondern – eine neue Steuer. Ob in den Reden sozialdemokratischer Staatsfetischisten, christlicher Sozialethiker oder linker Globalisierungskritiker: Man will den »Auswüchsen« des »wurzellosen Finanzkapitalismus« zu Leibe rücken. Und so muss es einen auch gar nicht wundern, dass manche Verlautbarung der Globalisierungskritiker klingt, als wollten sie der nationalsozialistischen Unterscheidung in gutes »schaffendes« und böses »raffendes« Kapital nacheifern.

Die Grundlage dieser Trennung ist keineswegs eine Erfindung der nationalsozialistischen Ideologie, sondern im Arbeits- und Staatsfetischismus jeglicher Couleur angelegt: auf der einen Seite die Arbeitsplätze schaffenden, verantwortungsbewussten Industriekapitäne; auf der anderen das unproduktive Kapital der Zirkulationssphäre, das in gemeinschaftsfeindlicher Absicht rastlos seine Krakenarme um den Globus spannt und die »Würde der Völker« angreife, zu deren Verteidigung nicht nur die lateinamerikanischen Linkspopulisten und Ahmadinejad-Freunde Hugo Chavez, Evo Morales und Daniel Ortega angetreten sind. Ein Paradebeispiel aus der Populärkultur für die Unterscheidung von bösem »raffenden« und gutem »schaffenden« Kapital bietet der Spielfilm Pretty Woman, in dem der wurzellose Zirkulationskapitalist von der schönen Prostituierten zum bodenständigen Produktionskapitalisten bekehrt wird.

Mit den leidenschaftlichen Anklagen gegen die »Spekulanten« und »Finanzhaie« wird keine dringend gebotene Sozialkritik formuliert, sondern Sozialneid gepredigt. Gesellschaftskritik wurde schon längst durch die Markierung von vermeintlich Schuldigen ersetzt. Anstatt die gesellschaftlichen Gründe für das menschliche Elend ins Visier zu nehmen, werden Personifikationen der gesellschaftlichen Verhältnisse dem Volkszorn ausgeliefert. In der Debatte über so genannte »Heuschrecken« sind wichtige Elemente des Antisemitismus gegenwärtig: von biologistischen Metaphern und dem Hass gegenüber Eindringlingen, über die Personalisierung sozialer Verhältnisse, bis hin zur Scheidung in »raffendes« und »schaffendes« Kapital. Die globale Kapitalverwertung bleibt unbegriffen und es wird lediglich eine konformistische Nörgelei an ihren Erscheinungen formuliert. Der Staat wird als Hüter des Allgemeinwohls gegen die als verwerflich wahrgenommenen Kräfte der Ökonomie in Anschlag gebracht, und diese Ökonomie wird in eine konkretistisch verklärte produktive und eine moralisch zu attackierende spekulative aufgespalten. Das führt mit einer gewissen Notwendigkeit zu einem ressentimenthaften Konkretisierungswahn, der eines der zentralen Elemente des Antisemitismus darstellt.

Zur Kritik dieser Zusammenhänge bedarf es allerdings nicht der dumpfen Wortmeldungen einer Finanzministerin, sondern einer Kritik der politischen Ökonomie. Schon Karl Marx wusste, dass gerade das zinstragende Kapital in, wie er in den »Theorien über den Mehrwert« schreibt, seiner »wunderlichsten und zugleich der populärsten Vorstellung nächsten Gestalt" der bevorzugte "Angriffspunkt einer oberflächlichen Kritik" sein wird. Es ist diese »oberflächliche Kritik«, die maßgeblich zu den Affinitäten zahlreicher Ausprägungen der Kapitalismuskritik zum Antisemitismus beigetragen hat. Antisemitismus in der Linken resultiert nicht aus dem Marxschen Denken, sondern aus dem Desinteresse großer Teile der Linken für die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie. Ganz so, wie das mal indifferente, mal von Misstrauen geprägte, mal hasserfüllte Verhalten vieler Linker gegenüber Israel nicht aus der materialistischen Kritik der Politik und des Staates resultiert, sondern aus der völligen Ignoranz des linken Antizionismus gegenüber dieser Kritik.

Stephan Grigat ist Lehrbeauftragter an der Universität Wien und Autor von »Fetisch & Freiheit. Über die Rezeption der Marxschen Fetischkritik, die Emanzipation von Staat und Kapital und die Kritik des Antisemitismus« (ça ira-Verlag 2007).

Gegenaufklärung

Lars Quadfasel rezensiert ein Buch über den »postmodernen Beitrag zur Barbarisierung der Gesellschaft«.

Die Rezeption von Autoren wie Foucault, Lyotard oder Derrida, des so genannten Poststrukturalismus also, vollzog sich im deutschsprachigen Raum mit merkbarer Verzögerung. Was in Frankreich als Reaktion auf »1968« entstand und im darauffolgenden Jahrzehnt auch in den USA zum Inbegriff von »critical theory« avancierte, breitete sich in der hiesigen Linken erst nach der Zäsur von 1989 aus. Auf der Suche nach Orientierung präsentierten gestandene Klassenkämpfer plötzlich ›diskursive Machtstrukturen‹ und die ›Performanz der Sprache‹ als Feldzeichen einer runderneuerten Opposition. Heute kommt kaum ein Linker mehr ohne die bedeutungsschwangere Aussage aus, dieses oder jenes – Geschlecht, Nation, Behinderung oder Identität – sei »konstruiert«. Und wo sich Gestus und Vokabular des Poststrukturalismus als neue Tünche fürs alte Projekt erwiesen, mutet es auch fast schon zwangsläufig an, dass dessen Ikonen, ob Badiou, Zizek oder Butler, mit ihren antizionistischen Invektiven den geheimen Sinn der Parole vom »Tod des Subjekts« einmal im erhofften Ende Israels finden würden.

Poststrukturalismus war daher immer ein, in mehrfacher Hinsicht, dankbares Objekt jener an Marx und Adorno geschulten kommunistischen Strömung, die auch unter dem Namen »Antideutsche« bekannt geworden ist. Aus deren Reihen liegt nun, nach zahlreichen Aufsätzen und Flugschriften, mit *Gegenaufklärung. Der postmoderne Beitrag zur Barbarisierung der Gesellschaft* ein Sammelband zum Thema vor. Darin soll es einmal wirklich grundsätzlich hergehen. Der Poststrukturalismus, verrät der Klappentext, sei »nichts anderes als das ›Nachleben des Nationalsozialismus in der Demokratie‹« und suche dementsprechend den »Schulterschluss mit dem radikalen Islam«. Das Vorwort von Alex Gruber und Philipp Lenhard, der beiden Herausgeber, entwirft dazu das theoretische Programm: Die »unheilvolle Bewegung«, die in Islam und Poststrukturalismus kulminiert, soll, unter Rekurs auf den Marx-Engels'schen Begriff der »deutschen Ideologie«, über die Stationen Heidegger und Nietzsche bis auf Bruno Bauer und Max Stirner zurückgeführt werden. (Feuerbach, den dritten im Bunde der in der *Deutschen Ideologie* kritisierten Junghegelianer, lässt man etwas verschämt beiseite.)

Ganz wohl scheint den beiden Autoren dabei selbst nicht zu sein. »Was zunächst wie eine theoretische Konstruktion klingt«, sprechen sie sich Mut zu, »erweist sich bei näherer Betrachtung als kritische Reflexion der barbarischen Tendenz der kapitalistischen Vergesellschaftung.« Damit haben sie freilich nicht immer Glück. Was als materialistische Erdung gedacht ist, funktioniert, wie so vieles im vorliegenden Band, als Analogieschluss. Über das »selbstreferentielle Raunen seinsverliebter« – d.h. Heidegger'scher und Derrida'scher – »Theorie« heißt es etwa: »Wie der Wert in der Krise sich seines Gebrauchswerts zu entledigen trachtet, weil dieser als naturale Fessel seiner selbstbezüglichen Bewegung erscheint; wie er als gleichzeitig notwendige Einheit von Gebrauchswert und Tauschwert ihn aber nur im Prozeß sich selbst verewigender Vernichtung exorzieren kann, so eröffnet die unhintergehbare Vermitteltheit des Seins durch Seiendes jenen Reigen antiessentialistischer Kritik, als welcher das postmoderne Denken auftritt.«

Alex Gruber, Philipp Lenhard (Hg.)
Gegenaufklärung
Der postmoderne Beitrag zur Barbarisierung der Gesellschaft
ça ira

Man staunt – und fragt sich doch, ob wenigstens die Autoren anzugeben wüssten, was das sein und wie das gehen soll: eine »unhintergehbare Vermitteltheit des Seins durch Seiendes«, ein im Singularis mysticus sich aufspreizender Gebrauchwert und ein trachtender Wert, der so »selbstbezüglich« daherkommt, dass er (wenn auch nur »in der Krise«) »exorzieren« will, worin er sich einzig darstellen kann. Und zaghaft fragt man weiter, ob ein Autor, der andernorts Hannah Arendt vorwirft, sie exkulpiere die konkreten Mörder als »Rädchen im Getriebe« einer »verselbständigten Struktur der Moderne«, so schreiben darf, als fielen der Vernichtung zuvörderst philosophische Kategorien zum Opfer – oder ob das dem Inhalt eine Bedeutung beimißt, der ihm gar nicht zukommt, weil es vor allem tiefsinnig klingen soll.

Das geschichtsphilosophische Getöse kommt freilich nicht von ungefähr. Es kleistert zusammen, was nicht zusammengeht. Denn auch die Autoren wissen ja, dass die »Barbarisierung«, auf die der Titel des Bandes verweist, nicht erst bevorsteht, sondern, um ein Wort Adornos zu variieren, bereits stattgefunden hat. Wenn »deutsche Ideologie«, wie Gruber und Lenhard schreiben, Denken der Vernichtung ist und folgerichtig in Heidegger ihren »Höhepunkt« gefunden hat, so kann es, rein logisch, über diesen hinaus keine Entwicklung mehr geben: Das vollendet Falsche kennt keine Widersprüche, die über es hinaustreiben.

Soll dennoch zugleich die »deutsche Ideologie« im Poststrukturalismus umstandslos sich fortsetzen, gar erst zu sich selbst kommen, verschwindet folgerichtig die wirkliche gesellschaftliche Bewegung, als deren geistiger Vollzug sie, dem eigenen Anspruch nach, dechiffriert werden soll. Übrig bleibt Metaphorik: statt realer Vernichtung nun eben ›Exorzierung des Gebrauchswerts‹. In die Sphäre des reinen Geistes gebannt, wird das Aufspüren von Kontinuitäten zur stinknormalen Philologie – welche ihr Geschäft, das Aufspüren von ›Bezügen‹ und ›Einflüssen‹, bloß mit ein paar gesellschaftlichen Kategorien zu dramatisieren beliebt. Denn der Philologe weiß: Hat man die Quelle, hat man alles.

Mag Adorno daher Kritik noch verstanden haben als immanente, die den Gegenstand an seinen eigenen Ansprüchen blamiert, heißt sie für die Autoren des Bandes vor allem eins: den Nachweis führen, dass der Poststrukturalismus genau das ist, was auch Adorno schon kritisiert hat. Nirgends findet sich der Gegenstand begrifflich entfaltet, nirgends werden auch nur seine genauen Umrisse bestimmt; nirgends die Frage gestellt, auf welche politisch-ökonomische Konstellation Entstehung und Ausbreitung des Postrukturalismus verweisen – und wie es zugehen kann, dass dieser, wenn er schon Inbegriff deutscher Ideologie sein soll, ausgerechnet in Deutschland so vergleichsweise erfolglos blieb.[1]

Stattdessen wird entlarvt. ›Den postmodernen Nebelwerfern die Maske herunterreißen‹ hätte der Band auch gut heißen können. Niklaas Machunsky etwa eröffnet sein Plädoyer gegen Badiou mit dem schönen Satz: »Längst schon ist es angezeigt, den Meisterdenker einer geharnischten Kritik zu unterziehen, die seine nazistischen Neigungen offenlegt.« Gerhard Scheit wiederum will angesichts von de Saussure, Lévi-Strauss und Lacan »die falschen Synthesen denunzieren und den ursprünglichen Gegensatz« zur Kritischen Theorie herausarbeiten, »der zu Adornos und Horkheimers Zeiten noch manifest war«: Ideologiekritik als Agon.

Ein Agon allerdings, das manches Mal eher ans Wrestling erinnert. Herausgeber Lenhard etwa prangert die Vertreter des Poststrukturalismus an, sie »bejahten unter explizit positiver Bezugnahme auf den NS-Philosophen Heidegger den im Nationalsozialismus brutal verwirklichten und sich nach 1945 fortsetzenden ›Tod des Subjekts‹.« Denn »das Individuum befinde sich in einem ewigen Kampf mit der ›Macht‹, ließ man verlautbaren«, und das folgt natürlich einem perfiden Plan: »In scheinbar kritischer Anlehnung an Heidegger wurde die Macht bzw. das Sein als usurpatorisch denunziert und ihr das ›Eigentliche‹ … entgegengestellt, auf das es sich zu besinnen gelte.« Wer aber mit der Eigentlichkeit gegen das Sein zu Felde zieht, richtet sich nicht bloß, wie Lenhard weiß, in »Heideggers Gehäuse der Hörigkeit«, was immer das sein soll, ein; er »bejaht« zudem »die sogenannten ›Kulturen‹, also vor allem jene barbarischen Sitten und Gebräuche diverser Völker und Stämme, die die bürgerliche Gesellschaft des Westens erfolgreich abgestreift hätten.«

Das will keine Auseinandersetzung, sondern rechnet auf Zuspruch: aufs ›Hört hört‹ und ›Sag es, wie es ist, Mann‹. Belege können da nur stören; wem beim Lesen der Gedanke kommt, dass doch unter Postmodernen üblicherweise nichts verschriener als Authentizität ist und ›kulturelle Konstruktion‹ in der Regel jedenfalls nicht als Lob zu verstehen, weiß dann eben, dass er nicht zum Kreis der Angesprochenen zählt. Man bleibt halt gerne unter sich. Je kleiner die Runde, desto besser kann man sich schließlich bestätigen, welche große Gefahr man da aufgedeckt hat und was für ein großer Theoretiker man also sein muss. (Weswegen sich auch nirgends im Band ein Verweis auf die klassischen Texte der Postmoderne-Kritik, auf Dews' *Logic of Disintegration* oder Eagletons *After Theory*, auf Jaime Sempruns *Rive gauche* oder Ferrys und Renaults Abhandlung über *Antihumanistisches Denken* findet. Man möchte einfach gerne der einsame Warner und Mahner sein.)

Hierzulande geht es eben, da machen die Antideutschen keine Ausnahme, immer ein wenig deutsch-provinziell zu. Das fordert von allen, auch den Klügeren, ihren Tribut. Mal verwechselt Tjark Kunstreich, wenn er über Lacan schreibt, das – für dessen Theorie konstitutive – *moi*, die starke Form des französischen Personalpronomens, mit einem Possessivpronomen; mal wiederum setzt Gerhard Scheit in die Welt, für de Saussure habe die Bedeutung eines Zeichens nichts mit der Referenz auf einen Gegenstand zu tun. Am Stammtisch blamiert man sich mit sowas nicht.

Natürlich steht in *Gegenaufklärung* (neben Totalausfällen wie Martin Dornis' Beitrag über »Die Ideologie des Todes«, an dem es an keiner Stelle um den Tod geht) auch Richtiges und Lesenswertes. Dem erwähnten Aufsatz Kunstreichs gelingt es phasenweise, seinem Gegenstand erstaunlich gerecht zu werden, wenn er zu ergründen versucht, welche Anziehungskraft Lacan für Homosexuelle und für Auschwitz-Überlebende in den 50ern besaß; Machunsky fördert immerhin einige bemerkenswerte Parallelen zwischen dem Stil Badious und dem der Mao-Verherrlichungstexte der Neuen Linken zutage; und Manfred Dahlmann sagt, was es über Peter Sloterdijk zu sagen gibt. Nur bleibt auch das Klügere durch die Anlage des Ganzen, den Gestus des Besserwissers, der auf den Tisch haut, nicht unberührt.

Wer daher wissen will, wie eine antideutsche Kritik am Poststrukturalismus aussehen könnte, ist besser als mit dem vorliegenden Band mit der einschlägigen Ausgabe der Zeitschrift Bahamas zum »postmodernen Bedürfnis« (Nr. 26 / 1998) bedient. Deren Artikel waren, zu ihrem Vorteil, wirklich im theoretischen Handgemenge entstanden; heute hingegen schreibt man vor allem für die eigene Gemeinde. Und die scheint ohne eine gewisse Hemdsärmeligkeit nicht mehr auskommen zu können.

Alex Gruber / Philipp Lenhard: Gegenaufklärung. Der postmoderne Beitrag zur Barbarisierung der Gesellschaft. Freiburg: Ça ira 2011, 302 S., € 18,-

---

Lars Quadfasel ist assoziiert in der Hamburger Studienbibliothek und in der Gruppe »Les Madeleines«. Seine Aufsätze zu »Buffy the Vampire Slayer« sind kürzlich im Sammelband »Horror als Alltag« (Verbrecher Verlag 2010) erschienen.

---

[1] Natürlich, »deutsch«, das soll, wie immer betont wird, keine Wesensbestimmung, sondern ein politökonomischer Begriff sein. Aber das hieße den Nominalismus doch vielleicht zu weit führen, wenn von allen führenden Industrienationen ausgerechnet die Deutschen am wenigsten empfänglich für deutsche Ideologie wären.

Kleiner Kärnten-Leitfaden…

…für Überfliegende, die sich im Fall eines Absturzes zu verhalten wissen wollen. Von *Erwin Riess.*

Geschätzter Freund! Gestatte, daß ich, wie jeder Historiker, der auf sich hält, mit der Topographie und der Tektonik beginne.

Das Land Kärnten ist durch mehrere Gebirge von der Außenwelt abgeschlossen. Noch in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war eine Reise nach Kärnten ein verkehrstechnisches Abenteuer. Gefährliche Gebirgsstraßen, im Schrittempo fahrende Züge, Banditentum in den Gasthöfen und fehlende Anbindungen an internationale Hauptverkehrsrouten prägten das Bild. Es ist daher verständlich, daß die Kärntner Bevölkerung eine Neigung zur Klaustrophobie entwickelte, die sich in einer kollektiven Wagenburgmentalität manifestiert. Wer sich von der Welt abgeschottet sieht, bekämpft den Makel, indem er die eigene kleine Welt zum Nabel derselben erklärt. So kommt es, daß die Kärntner nicht müde werden, ständig und unaufgefordert zu betonen, daß sie im schönsten Land Europas wenn nicht der Welt leben. Die schneebedeckten Gipfel, die in Kärnten weltberühmten Seen, die Sommerschlösser des Zollfelds und die Sakralbauten des Gurktals, die den Charme von Kommandobunker der Maginot-Linie ausstrahlen, werden von jenen, die praktisch und geistig nicht über die Randgebirge hinausgekommen sind, zur Vollendung der Schöpfung erklärt.



Der Literaturwissenschafter Leo Spitzer besaß mit der Villa Leonstein bei Pörtschach eines der schönsten Häuser am Wörthersee, ehe es arisiert wurde. Wie Bernhard Hurch in Erfahrung brachte, wurden dem Besitzer nach 1945 bei der Abfindung jene Reparaturen in Rechnung gestellt, die bei einem Brand nach der Arisierung entstanden. Quelle: Der Standard

Die verkehrstechnische Lage hat sich erst in den letzten Jahren gebessert, seit 2009 verbindet eine vierspurige Autobahn Triest mit Wien, Kärnten rückte dadurch zu einem unschwer zu passierenden Transitland auf. Wenig später wurde allerdings die Eisenbahnverbindung nach Venedig eingestellt.

Vom historischen Standpunkt kann das Gebiet des heutigen Kärnten auf eine große Vergangenheit unter den Kelten, Römern und Karolingern verweisen, damals öffnete Karantanien sich zur mediterranen Welt und den damit verbundenen künstlerischen und gesellschaftlichen Aufbrüchen. Im Spätmittelalter und in der Renaissance begann jedoch ein rasanter Abstieg, in der Neuzeit verfestigte sich dieser und seit rund hundertfünfzig Jahren steckt Kärnten in den Klauen eines dumpfen und bösartigen Deutschnationalismus, den man in Kärnten allein deshalb nicht Chauvinismus nennen soll, weil die Einwohner infolge des inferioren Schulsystems und dem krötenhaften Hockenbleiben auf Minderwertigkeitskomplexen und Ressentiments
aller Art den Begriff nicht verstünden.

Die »Aktion Reinhardt«, wie die industrielle Vernichtung von zwei Millionen jüdischen Menschen in Ostpolen genannt wird, sowie die Massentötung von Angehörigen der slowenischen Volksgruppe und behinderten Menschen, waren das Werk von Himmlers »besten« Männern, nicht mehr als sechzig fanatischen Kärntner SS-Führern, unter ihnen Ärzte, Rechtsanwälte und Ingenieure. Namen wie Globocnik, Rainer, Lerch, Niedermoser und Ramsauer stehen für die abscheulichsten Schandtaten, die die Geschichte gesehen hat.

Nach der Befreiung Kärntens durch slowenische Partisanen und die britische Armee wurden einige Massenmörder in Klagenfurt angeklagt, nach dem Abzug der Engländer kamen sie aber allesamt frei und nahmen sehr bald wieder als Ärzte, Rechtsanwälte, Journalisten, Unternehmer, Lehrer und Politiker leitende Positionen im öffentlichen Leben ein. Einige emigrierten auch mit Hilfe des im Vatikan lebenden österreichischen Bischofs Alois Hudal nach Lateinamerika oder Syrien und Ägypten (Rattenlinie). Sigbert Ramsauer, ein Arzt, der sein Handwerk in den Konzentrationslagern Hartheim, Mauthausen und Buchenwald, Loibl und anderen erlernte und kranke Häftlinge mittels Eisduschen, Organentnahmen bei lebendigem Leib und Benzininfusionen ins Herz traktierte, arbeitete nach dem Krieg im Landeskrankenhaus Klagenfurt und führte eine Ordination im Zentrum der Stadt. Er starb erst in den neunziger Jahren, hochbetagt, im Kreise der Familie, versehen mit allen Orden und Ehrungen, die das Land Kärnten für seine Besten zu vergeben hat und mit der Versicherung auf den Lippen, er würde alles noch einmal genauso machen.

Die Wertschätzung von Massenmördern ist identitätsstiftender Teil des unablässig beschworenen Deutschkärntnertums, wie es sich in Gailtaler Speckfesten, Wettkämpfen um die fetteste Kärntnernudel und das schmalzigste Heimatlied, vorgetragen von drallen Dirndl- und Lederhosenträgern, manifestiert. Geradezu zwanghaft blitzt bei derartigen Zusammenrottungen des Volkstums, die von der Landesregierung mit hohen Geldbeträgen gefördert werden, unter den bunten Trachtentüchlein der schwarze Rock mit den Totenköpfen auf den Uniformspiegeln hervor.

Die braune Saat fiel auf einen fruchtbaren Boden. In Kärnten sind die Nachfahren der Mörder ungebrochen vom Edelmut ihrer Eltern und Großeltern überzeugt, die in schwerer Zeit alles gaben, um das Volkstum zu schützen und sei es bei der Vergasung von behinderten Kindern in oder beim »Abspritzen« von Patienten im »Hinterhaus« der psychiatrischen Abteilung des Landeskrankenhauses. Regelmäßig machen diese Herrschaften, deren Vermögen einschließlich spätromantischer Seevillen nicht selten nach 1938, nach der Vertreibung der jüdischen Besitzer, ihren Ausgang nahmen, ihrem Herzen Luft, indem sie in Leserbriefen unbedeutende Zugeständnisse an die slowenische Minderheit hysterisch beklagen und das Gedenken an den verunglückten Landeshauptmann, dessen Reichtum ebenfalls auf eine arisierte Immobilie, ein ausgedehntes Gebirgstal, zurückging, hochhalten. Während in anderen Teilen Europas zumindest einige Kinder- und Kindeskinder der Kriegsverbrecher sich ernsthaft und nicht ohne seelische Mühen mit den Greueltaten ihrer Vorfahren auseinandersetzen, ist in Kärnten kein derartiger Fall bekannt. Die Söhne und Töchter der Mörder konzentrieren sich hier auf das Erlangen von Motorbootlizenzen für den Wörthersee und die Veranstaltung von Schlagerfestivals in Bad Kleinkirchheim. Im übrigen schicken sie ihre Kinder auf Privatschulen, verbringen Pfingsten im nahen Grado auf ihren Motoryachten und veranlagen den von ihren Vätern in ganz Europa zusammengeraubten Schmuck und anderes Kapital in Liechtenstein und in der Schweiz. Die Auseinandersetzung mit der faschistischen Vergangenheit läßt sich in Kärnten in einem Satz
zusammenfassen: Man genießt und schweigt.
Das Bild wäre unvollständig, würde man zu Kärntens unlöschbarer Schande nicht hinzufügen, daß die Schonung und Förderung von stolz bekennenden Kriegsverbrechern nicht nur auf Seilschaften ehemaliger SS-Angehöriger zurückzuführen ist, sondern wesentlich auch von sozialdemokratischen und christlichsozialen Polizeibehörden, Richtern und Staatsanwälten mitgestaltet wurde. In den fünfziger und sechziger Jahren war die SS-Dichte unter der sozialdemokratischen Kärntner Elite bei weitem die höchste im deutschen Sprachraum. Das Bild vom »politischen Punschkrapferl« – außen rot, innen braun – hat hier seinen Ursprung.

Gegen das Kärnten des »Ortstafelsturms« Mitte der siebziger Jahre war das strammrechts regierte Bayern des Franz Joseph Strauß ein Hort der Moderne und der Aufklärung. Dieser Zivilisationsabstand ist heute größer denn je.

Das Kriminalstück um die Kärntner Landesbank wäre nie an die Öffentlichkeit gelangt, wäre nicht die Bayrische Vereinsbank in die von langer Hand vorbereitete und bis zu den politischen Führungsspitzen reichende Finanzverschwörung hineingetappt, die sich in einem illustren politischen Umfeld ereignete, in dem sich libyische Diktatorensöhne, kroatische Ustascha-Mörder, irakische Antisemiten, italienische Mafiaboten, heimische Waffenproduzenten, Rechtsradikale aus Flamen und Nationalisten aus Ungarn und Litauen wohlig eingerichtet hatten. Dazu gesellten sich noch zwielichtige Oligarchen aus Rußland, halbseidene Finanzinvestoren aus Saudi-Arabien, größenwahnsinnige Industriemagnaten aus Kanada und abgehalfterte Bundespolitiker, die zu Okkasionspreisen an ausgedehnte Seegrundstücke kamen. Zwischen den Repräsentanten des organisierten Verbrechens wuselten braungebrannte freiheitliche Jungpolitiker und deren Sekretäre, die mit ihren deutschen Sportwagen Geldkoffer durch halb Europa kutschierten.
So wie die Nazi-Kriegsverbrecher in Kärnten ungeschoren blieben und mit Heimatverdienstorden überhäuft wurden, werden die lokalen Verantwortlichen für den zwanzig Milliarden Euro teuren Immobilien-, Steuer- und Finanzbetrug, sowie jene Politiker, die den dadurch verursachten Bankrott der Landesfinanzen zu verantworten haben, von den Landesbehörden verschont. Seit jeher stand die Klagenfurter Staatsanwaltschaft im Ruf einer für politische Liebedienerei besonders anfällige Justizbehörde. Verfahren gegen bestochene Politiker, im Hintergrund abkassierende Treuhänder und willfährige Bankmanager wurden und werden in Klagenfurt grundsätzlich niedergelegt. …
Daß in diesem Land von der halben Größe Israels
eine qualifizierte Minderheit von Antifaschisten, unter ihnen Ärzte, freiberuflich Tätige, Wissenschaftler der Universität Klagenfurt, Vertreter der slowenischen Minderheit und Aktivisten der autonomen Behindertenbewegung bis heute überleben, läßt
sich nur mit dem Fortwirken von Traditionen
der Partisanen erklären und muß als europäisches Wunder gewertet werden. …

Mit den zuletzt genannten Menschen, lieber Freund, sollst Du Kontakt pflegen. Du bist ein aufmerksamer und
wachsamer Mann und wirst sie ohne Schwierigkeit erkennen. Wenn doch bei dem einen oder anderen Zweifel auftauchen sollten, wende Dich ohne zu zögern an mich. Wie Du weißt, verbringe ich viel Zeit mit der Erfassung von Daten. Mein Archiv ist mein Stolz und meine Waffe, es ist der Kärntner Zeit voraus, weil es die Vergangenheit ausbreitet, mit Name und Anschrift. Es wird, wenn die Zeit gekommen ist, die Kärntner Verhältnisse zum Tanzen bringen. Aber noch ist es nicht soweit, noch geht das Unrecht einher mit sicherem Schritt. Und ich schärfe das Archiv.

Lieber Freund,
zum Schluß noch zwei Warnungen und eine Empfehlung. Meide Dorffeste und Brauchtumsveranstaltungen – die Jungmänner hier nehmen sofort Witterung auf, wenn etwas Fremdes auftaucht, und sie verteidigen ihr Revier mit abgebrochenen Bierflaschen. Die zweite Warnung: hüte Dich auch vor dem Kärntner Jungwein, er wird zwar in Flaschen abgefüllt, aber mehr hat er mit jenen Gewächsen, deren Produkte wir schätzen, nichts gemein.

Hingegen empfehle ich dir selbstgebrannten Slivowitz aus dem ehemaligen »Bandengebiet«, jenem Teil Südkärntens, in dem die slowenischen Kärntner leben. Dieser Schnaps macht Tote lebendig, aber nur die Guten. Die Bösen verwesen umso schneller.

Vorabdruck aus »Herr Groll im Schatten der Karawanken«.
Dieser vierte Groll-Roman von Erwin Riess erscheint Ende Februar im Otto Müller Verlag.

I'll Be Your Mirror

Didi Neidhart über den neuen Roman »Lookalikes« von Thomas Meinecke.



Thomas Meinecke

In einem Interview zu seinem 2007 veröffentlichten Roman »Musik« erwähnte Thomas Meinecke schon einmal die Idee, Figuren aus seinen Romanen in andere Romane reinzuschicken, um »mal (zu) kucken, was da passiert« (bei »Musik« werden die ProtagonistInnen ja schon kurz in Kitty Hansons 1978er-Klassiker über die Disco-Ära »Disco Fieber« reingeschickt). Bei Meineckes neuem Roman, »Lookalikes«, durchqueren sich nun quasi (mindestens) zwei Meinecke-Romane.

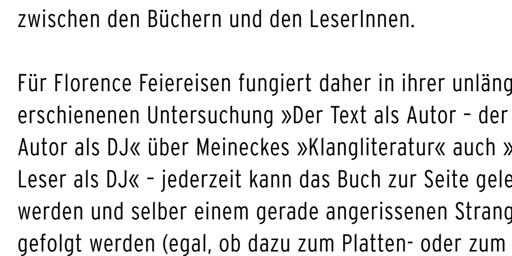
Da wären einmal die Lookalikes von Josephine Baker, Marlon Brando, Elvis Presley, Justin Timberlake,Serge Gainsbourg, Greta Garbo, Shakira und Britney Spears (»eigentlich Günter«) die auf der hippen Düsseldorfer Königsallee herumflanieren, biologisches und impersoniertes Geschlecht gerne crossen, einen Freiwilligen Lacan-Lesekreis oder »School of Spears« besuchen wollen und dazu Bücher u.a. über Lacan und Burlesque-Shows lesen (bzw. sich gegenseitig vorlesen, mailen, facebooken).

Andererseits geht es um einen deutschen Schriftsteller, der zu Studienzwecken nach Brasilien, konkret nach Salvador da Bahia, geschickt wird. Dort soll sich auf den Spuren des sexuell andersdenkenden und der afro-brasilianischen Religion des Candomblé mehr als zugeneigten Ethno-Poeten Hubert Fichte an die Arbeit gemacht werden. Dass der Schriftsteller (Meinecke selber) sowohl Fan von Fichte wie des Candomblé (der auf Kuba Santeria und auf Haiti Voodoo genannt wird) ist, mag zuerst als Startvorteil angesehen werden, verkompliziert sich jedoch zusehends. Nicht nur, weil es zwischen den Düsseldorfer Lookalikes und den synkretistischen afro-brasilianischen Religionen, bei denen die Gottheiten gleichzeitig afrikanische wie »katholische Undercover-Heilige« (Meinecke) darstellen, die von den bei den Zeremonien in Trance Gefallenen ihrerseits wieder impersoniert werden, zig transatlantische Querverbindungen gibt (die jedoch auch erst mal genauer erforscht werden wollen).

Statt also einfach Figuren in andere Romane zu schicken, wird nun der Autor selbst wo reingeschickt und tut dort vor allem »mal kucken, was da passiert«.

Und so geht es gleich direkt rein in einen Strudel aus Orixás, Voodoo, Voguing, Maya Deren (»Divine Horsemen«), Marlene Dietrich (»Hot Voodoo«), Synkretismus (dessen Erscheinungsform »in Reinkultur« zur verzweifelten Suche wird), Afro-Futurismus (erneut Paul Gilroys »Black Atlantic«-Komplex), Signifying (das »uneigentliche Sprechen« und das ebenso gedachte Aussehen/Erscheinen/Performen) sowie jeder Menge neu zu entdeckender (brasilianischer) Musik, die Meinecke fasziniert mit »unglaubliche Polyrhythmik, afrikanische Rhythmen, europäischer Kontrapunkt« zu umschreiben versucht und bei der auf unglaubliche Art und Weise immer noch »die Harmonien exilierter deutscher 12-Ton-Komponisten« durchschimmern. Wie bei allen Romanen Meineckes dreht sich auch bei »Lookalikes« das Diskursrad um Identitätszuschreibungen entlang der Kategorien race, gender, class, nur dass es sich diesmal sehr deutlich um mehrere Räder handelt, die sich da stets durchqueren, auch mal zum Stocken kommen, die Positionen wechseln, ins Leere laufen. Immer wieder werden Diskussionen abgebrochen, auf Morgen verschoben, oder es wird sich vorgenommen, das eine oder andere Thema doch auch endlich einmal angehen zu wollen (weil es eh schon seit Langem quasi unter der Haut brennt). »Lookalikes« verkompliziert das alles noch, weil hier die Identitäskonstruktionen (jene in Düsseldorf wie jene in Baiha) selber alle »in drag« erscheinen. Als »doubled doubles« wie es in Ishmael Reeds »Mumbo Jumbo« heißt, die »das Leben als Palimpsest« erfahren und sich analog zu Roland Barthes Kulissen, Situationen und Charaktere »erborgen«. Nicht umsonst heißt es an einer Stelle dann auch »some fakes are prettier than the real ones«. Selbst Josephine Baker sprach ja immer von »Doing Josephine« und ließ sich dabei auch von biologisch männlichen Josephine Baker-Lookalikes zu ihren eigenen Shows inspirieren. Dolly Parton wurde gar bei einem Dolly Parton-Lookalikes-Contest »von einem riesigen Transvestiten auf den zweiten Platz verwiesen«.





Alles, was um Meineckes Bücher herum passiert, der Wust, das Ausufern, das Wuchern jenseits des konkreten Textes, ist schon als Teil des jeweils neuen Buches konzipiert, bzw. als das, was sich in den jeweiligen Leerstellen, den Diskurs/Denk-Abbrüchen, dem »das-schauen-wir-uns-mal-später-an« jenseits der Buchdeckel abspielt. Hier rhizomelt es nicht nur im intertextuellen Widerschein zwischen den Büchern, sondern auch zwischen den Büchern und den LeserInnen.

Für Florence Feiereisen fungiert daher in ihrer unlängst erschienenen Untersuchung »Der Text als Autor – der Autor als DJ« über Meineckes »Klangliteratur« auch »der Leser als DJ« – jederzeit kann das Buch zur Seite gelegt werden und selber einem gerade angerissenen Strang gefolgt werden (egal, ob dazu zum Platten- oder zum Bücherschrank gegangen werden muss). Dadurch, dass in »Lookalikes« sowieso hauptsächlich via Facebook und mittels Youtube-Links kommuniziert wird, verdichten sich diese Interaktionen zu einem vergnüglichen Hin und Her zwischen Buchlektüre und Internetherumsurfen. Was auch unheimlich Spaß macht und zuweilen auch etwas unheimlich wirkt. Etwa wenn beim Lesen schnell mal pausiert und auf Youtube nach dem gerade eben erwähnten Video gesucht wird und fast zeitgleich im Roman das selbe passiert, wir also quasi gleichzeitig genau das tun, was sich auch im Roman gerade ereignet. Genau hier finden wir jedoch auch jene »utopischen Lücken« von denen Feiereisen spricht. Romanstellen, die wie Breaks daherkommen, einen Cut markieren von dem aus es auch ganz anders weitergehen könnte. Kurz: Die Rollen können sich relativ schnell vertauschen. Das lesende Subjekt posted etwas auf Facebook und findet sich wenig später als Romanfigur wieder.

Auch der in Baiha auf den Spuren »›des hamburgerischen Pioniers der Popliteratur‹ Hubert Fichte wandernde Popliterat Meinecke« muss relativ schnell feststellen: »Thomas Meinecke ist jetzt eine Romanfigur«. Der Autor ist zum eigenen literarischen Lookalike geworden und verliert sich selber immer mehr in einer Geschichte, die sich nicht beherrschen lässt, die aber gerade deshalb auch ungeheuer Spaß macht. »Alles immer vergleichen müssen in der popistischen Verweishölle. Immer ein Äquivalent finden wollen. Und sich dann aber an den kleinstmöglichen Unterschieden ergötzen.« Genau mit diesem Anspruch (andere mögen dazu Tick oder Zwangsneurose sagen) durchstreifen die »Lookalikes« ihre jeweiligen »Referenz/Verweishöllen«. Feiereisen spricht von »Assoziationsnetzen« als Remixe von sich zuvor schon während des Schreibens als »Materialsammlungsprozess« gebildeten Rhizomen. Meinecke lässt uns ja immer auch an »Denk-, Transformations-, Lese-, Hör- und auch Verzweifungsprozessen« teilhaben und benennt dabei auch stets worum es gerade geht, bzw. wo wir uns gerade befinden: Stotternd stehen wir in »einem Teppich aus Worten, um den Punkt zu vermeiden«, umringt von »Haufen von Begriffen«. Und wie bei Fichte plötzlich eine Hauptfigur (der Verleger Pierre Verger) einfach aus dem Roman abhaut (Fichte: »Der ist jetzt vermisst, der kann doch nicht einfach aus meinem Roman verschwinden.«), so verschwindet im »Gewusel von Wörtern« von »Lookalikes« die »Romanfigur Meinecke« auf ein mal selber und gilt fortan als lost in the »Verweis-Dschungel«, in jenen für Meinecke so typischen Schachtelsätzen, die Feiereisen als »zu lang, um sich am Ende des Satzes an den Anfang zu erinnern« diagnostiziert.
Aber wie meinte schon dereinst Lacan: »Meine Écrits, ich habe sie nicht geschrieben, damit man sie versteht, ich habe sie geschrieben, damit man sie liest.«

Nicht auszudenken, wenn es zu Lacans Écrits auch eine so tolle CD wie die von Meinecke zusammen mit Move D für »Lookalikes« gegeben hätte. Die zeigt mit ihrem Mix aus Candomblé-Digi-R&B- und House-Rhythmen (die sich alle in erstaunlichen Verwandtschaftsverhältnissen bewegen), dass Meineckes »Text als Soundtrack« auch in Sachen »Hörspiel« locker die Grenzen zwischen den Genres überschreitet (wie es beim Vorgängerwerk »Work« ja auch schon der Fall war). Schrift, Sprache, Klänge und Rhythmen wirbeln dabei in einem ständigen Tanz herum, ohne die literarische Vorlage einfach zu illustrieren. Viel eher gehört die CD selber zu den Wucherugen, die der Roman generiert. Aber denken und tanzen hat sich hier ja noch nie ausgeschlossen.

Thomas Meinecke: Lookalikes, Suhrkamp 2011, 393 Seiten,
Thomas Meinecke/Move D: »Lookalikes« (Intermedium/ Strunz!Enterprises)

Florence Feiereisen: Der Text als Autor – der Autor als DJ. Postmoderne und postkoloniale Samples bei Thomas Meinecke, Königshausen & Neumann 2011, 206 Seiten

---

Didi Neidhart ist Chefredakteur von »skug – Journal für Musik«, Musiker, DJ und Fan von Popkultur.

DOnauTIK

Neues von der Verlandung des Linzer Stadthafens und anderen Aktivitäten rund ums Wasser referiert *Franz Xaver.*

Die Stadtwerkstatt-DOnauTIK-Gruppe initierte Anfang des Jahres eine Initiative gegen die Verlandung des Linzer Stadthafens. Die Stadtwerkstatt sowie andere Kunst- und Kulturinitiativen sowie Einzelpersonen formulierten einen offenen Brief, in dem auf mögliche Alternativen für einen vielfältigen, lebendigen Hafen hingewiesen wurde. Nachdem dieser offene Brief bei der politischen Führung von Linz deponiert worden war, tat sich vorerst (wie zu erwarten) gar nichts. Erst mit der Veröffentlichung einer Website, auf der jede LinzerIn unterzeichnen konnte, kam Schwung in das Unternehmen. In Folge unterstützten uns andere Kulturinitiativen mit Diskussionsveranstaltungen und Aktionskunst und es ergab sich ein Termin mit der LinzAG als Betreiberin des Linzer Stadthafens. Bei diesem Treffen wurde uns vermittelt, dass die Teilverlandung zur Belebung des Hafens notwendig sei, unter anderem, um weiterhin im internationalen Geschäft zu bleiben. Dafür wurde voriges Jahr unter Antiterrorkontrolle der USA der Linzer Containerterminalhafen im 3er Becken mit einem zwei Meter hohen Stacheldraht umzäunt und elektronisch überwacht. Schlechte Voraussetzungen also, um in diesem Hafen unsere Aktivitäten und Träume von Freiheit am Wasser in den nächsten Jahren umsetzen zu können. Von der LinzAG kam die Idee, den Uferbereich rund um Time's Up neu zu überdenken und dort eventuell die eine oder andere kulturelle Aktivität zu fördern. Was genau die LinzAG unter »kulturelle Aktivtät« versteht, bleibt abzuwarten; aus dem Gespräch konnte man aber heraushören, dass man Kunst und Kultur wieder einmal mit Pop und Kommerz massenkompatibel machen will. Die in unserem offenen Brief entworfenen Szenarien beschreiben hingegen eine aktive, lebendige Szene, die auf Individuen und kontinuierliche Aktivitäten setzt. Diese Ideen leben von Vielfalt und einem (geordneten) Wildwuchs, der nicht von einem der vielen Vereine dominiert werden soll. Was der Realisierung dieser Pläne im Weg steht, ist die Verteilung auf zu viele vereinzelte Schauplätze: So gibt es neben den Häfen in der Grafenau und Landshaag Aktivitäten, an der Donaulände bei der Nibelungenbrücke, im Winterhafen, auf dem Messschiff Eleonore und im Linzer Stadthafen bei Time's Up.



»Floating Village« in der Grafenau



Uferverbauung am Donauufer der Stadtwerkstatt

Nun in eigenem Interesse: 2011 hat sich für die »Wasserabteilung« der Stadtwerkstatt viel getan. So das Artists-in-Residence-Programm für auswärtige KünstlerInnen im Linzer Winterhafen und auf einem kleinen Boot in der Nähe von Amsterdam. Für und von Linzer Kunst- und Kulturschaffende initiiert wurden die wöchentlichen Montagstreffs und das Projekt ABT11 (Sendeanlage) auf dem Messschiff Eleonore. ABT11 ist eine Kurzwellensendeanlage, die einmal täglich ein Signal rund um den Erdball sendet. Der grobe Steinwurf am Donauufer vor der Stadtwerkstatt wurde mit 90 Tonnen Kies bedecktt, um damit den Zugang zur Donau zu erleichtern. Im Sommer gab es dort Filmvorführungen auf einer schwimmenden Leinwand. Auch Teile der Nordico-Ausstellung »Im Garten« fanden auf diesem Donauuferstück statt. Eine Unterwasserkamera wurde installiert (*http://stwst.at/hinterdemspiegel*), eine Weidenbank angepflanzt, ein Grastisch aufgestellt sowie eine Grillmöglichkeit geschaffen.

Um alle diese Aktivitäten mit den Aktivitäten der anderen Wasserinitiativen in Linz besser bündeln zu können, hoffen wir weiterhin auf einen gemeinsamen Ort am Wasser. Das Potential der Donau als internationaler Wasserstraβe ist noch zu wenig genutzt und erfordert einen weiteren Diskurs mit den AktivistInnen am Wasser.



Die Ziele sind viele – Tonga.Online

Ein Bericht im Rahmen von »Treffpunkt Afrika« von *Theresa Luise Gindlstrasser* über das Projekt TONGA.ONLINE und was es heißt von Linz nach Binga zu reisen, ohne in Standesdünkel der Entwicklungshilfe zu verfallen.

Am 13. Oktober 2011 wurde im obersten und aussichtsreichen Stockwerk des Linzer Wissensturmes einer eher schmalen Öffentlichkeit das Projekt TONGA.ONLINE, im Rahmen eines Vortrages und Reiseberichts, näher gebracht. Gesprochen haben Peter Kuthan von der *ARGE Zimbabwe Freundschaft*, sowie Rainer Ruprechtsberger und Pamela Ripota von *Funk Feuer Linz*. Erzählt haben sie von dem ehrgeizigen Versuch »das Volk der Tonga in Zimbabwe und Zambia durch die Förderung seiner Kultur und im Zugang zu Wissen und Information mit Computern zu unterstützen.« Dieser Versuch reicht weit aus der Vergangenheit heraus und erstreckt sich bis zu einer erneuten, dritten, Reise von Rainer Ruprechtsberger, in deren Verlauf unter *mulonga.linz.funkfeuer.at* eingesehen werden kann.

Im Rahmen der demokratisch interessierten Auseinandersetzung mit den Unabhängigkeitsbewegungen gegen die kolonialen Herrschaften in Afrika in den späten 60er und 70er Jahren wurde in Linz die *ARGE Zimbabwe Freundschaft* inspiriert. Mit vielen Projekten wurde und wird seither der Kulturaustausch zwischen Zimbabwe und Österreich gefördert. (*www.servus.at/argezim*)
1965 wurde in Zimbabwe von einer weißen Minderheitsregierung die Unabhängigkeit von Großbritannien erklärt. Der Widerstand gegen diese Regierung durch die Rebellen der Zimbabwe African National Union und der Zimbabwe African Peoples Union dauerte an. Mit den freien Wahlen 1980 erhielt die ZANU die Mehrheit im Parlament. Robert Mugabe trat das Amt des Premierministers an. Zu diesem Zeitpunkt gefeiert, entwickelte sich Zimbabwe spätestens ab den 90er Jahren mehr und mehr zu einem repressiven Einheitsstaat. Misswirtschaft, Korruption, Verletzung von Menschenrechten und Wahlbetrug prägen das heutige Zimbabwe und erschweren die Zusammenarbeit der *ARGE Zimbabwe Freundschaft* mit den lokalen Kultur-Organisationen.

In den späten 50er Jahren wurde im Norden Simbabwes, an der Grenze zu Sambia, der Kariba-Stausee angelegt. An die 60. 000 Menschen, die vordem entlang des Sambesi Flusses gelebt hatten, mussten in die höher gelegenen Regionen übersiedelt werden. Das Volk der Tonga wurde hierdurch massiv in seiner Identität und Lebenserhaltung beschnitten. Durch die Umsiedlung wurden sie von ihrer Lebensgrundlage, der Fischerei, abgeschnitten und müssen nunmehr in einer kargen Savannenregion von praktisch unmöglicher Landwirtschaft überleben.

Das Projekt TONGA.ONLINE wurde 2001 von der *ARGE Zimbabwe Freundschaft* und des *Kunzwana Trust Zimbabwe* initiiert (Ansprechpartner in Simbabwe ist der *Basilwizi Trust*) und finanziert sich durch private und öffentliche Mittel. Einerseits geht es um »den Aufbau eines Netzwerkes von Computerzentren an Schulen, die das Internet für Kommunikation und Bildung nutzen«, andererseits wird versucht mit der Plattform *www.mulonga.at* ein Sprachrohr für diese Entwicklung zu bieten. Peter Kuthan spricht in diesem Zusammenhang von dem Anliegen, die Möglichkeiten bereitzustellen, um die Kultur der Tonga, ihre Tonkunst, durch die Tonga selbst bewahren und über die Grenzen Zimbabwes hinaus repräsentieren zu können. Zudem soll dadurch auch Solidarität mit den Tonga in ihrer prekären Lage möglich gemacht werden.

Der Büchereiverband Österreich hat das Projekt mit einer Sachspende von Computern unterstützt welche in Binga, der größten Stadt des Tonga-Gebietes in Zimbabwe, einen Public Access Point (pap) ausstatten sollen. Ein großes Problem liegt jedoch in der Bereitstellung eines Internetzugangs. Nach Angaben von Rainer Ruprechtsberger belaufen sich die Preise für ein GB, wo überhaupt ein Zugang möglich ist, auf 100 Dollar. 2009 hat die *ARGE Zimbabwe Freundschaft Funk Feuer Linz* um technische Unterstützung für das Projekt TONGA.ONLINE gebeten.

Funk Feuer Linz bemüht sich um den Aufbau eines Netzwerkes das frei, unkommerziell, selbstorganisiert, dezentral und partizipativ Infrastruktur und Wissen zur Verfügung stellen soll. Alle Nutzenden werden hierbei ebenso zu Bereitstellenden. *Funk Feuer Linz* lenkt den Fokus dieser Bestrebungen in gesellschaftspolitische, soziale Richtung und sieht sich keineswegs nur als Bereitstellerin von gratis Internet.

Im Oktober 2010 wurde die erste Reise nach Zimbabwe unternommen, im Mai darauf die zweite. Schwierigkeiten stellten und stellen sich viele in den Weg. Die bürokratischen Notwendigkeiten zur Genehmigung des Vorhabens ziehen sich in die Länge. Das Klima bekommt den Computern nicht. Es fehlt an technischen Ausstattungen.
Nichtsdestoweniger wurde viel gearbeitet und viel erreicht. In Kooperation mit dem *Rotary Club Linz Süd* konnten konkrete Schritte in Richtung Energieversorgung getätigt werden. In Siabuwa, östlich des Kariba-Stausees, wurden Solarzellen installiert. (Besonders für abgelegene Dörfer ist Energieversorgung in Simbabwe nur ein großes Versprechen.) Reale und digitale Bücher konnten für die Bibliothek in Binga bereitgestellt werden. Wissen über Computer wurde weitergegeben, die Geräte in Stand gesetzt und es wurde in die Zukunft gedacht.


Situation während des »Female Only«-Workshops mit Pamela Ripota im pap in Binga.

»Das Ziel des Projektes ist aber nicht irgend eine Infrastruktur aufzubauen, sondern die Menschen vor Ort in die Lage zu versetzen selber diese Infrastruktur aufzubauen und zu betreiben. Wir müssen für den Aufbau dieses Netzwerks auch das notwendige Know-How dafür exportieren, nicht nur die Hardware.« [Ruprechtsberger auf *mulonga.linz.funkfeuer.at*]

Primäres Ziel des Projektes TONGA.ONLINE ist die Erhaltung und Sichtbarmachung der Traditionen der Tonga. Die Entwurzelung, die dieser Ethnie aufgrund des Baus des Kariba-Dammes widerfuhr, hinterließ deutliche Spuren. Malaria stellt ein großes Problem dar. Migration der Jugend minimiert die Bevölkerung in dem dünn besiedelten Gebiet und verhindert eine Weitergabe von Wissen und Kultur in der Familie. TONGA.ONLINE versucht eine Selbstdarstellung der Tonga in einem Staat zu ermöglichen, der so gar nicht auf dem Prinzip der Partizipation aufbaut. Durch lokale und regionale Vernetzung sollen Traditionen und Inhalte miteinander und mit allen anderen kommuniziert werden. Rainer Ruprechtsberger spricht in diesem Zusammenhang von einem möglichen Austausch über Bewältigungsstrategien. Nach Pamela Ripota kann TONGA.ONLINE als Einladung zum eigenmächtigen Produzieren, Handeln gelesen werden.

»If you can own your own radio network you have control over how you operate it and how you connect. We recognised that network connections, how we make them and the terms under which we make them, are political acts as much as anything else.« [Julian Priest nach *linz.funkfeuer.at/at*]

Pamela Ripota und Rainer Ruprechtsberger sind sich einig, dass das Projekt keinen einseitigen Wissenstransfer darstellt. Es wäre »gut für Österreich, die Offenheit der Tonga rein zu lassen«. Beide wurden überwältigt von einer Herzlichkeit, die sie so nicht kannten und nicht erwartet hatten. Ein Stückchen weit ist es mittlerweile ein Heimkommen für Ruprechtsberger, der derzeit zum dritten Mal nach Zimbabwe verreist ist. Der zunehmende Unmut an den Repressionen des Regimes ist für ihn erlebbar.
Zwar erkennt Ripota »illusorische Hoffnungen«, die mit dem Projekt verknüpft werden, andererseits aber auch die Freude, das Interesse und die wirkliche Erleichterung über die Möglichkeit von Austausch und die Erkenntnis mit Problemen nicht alleine zu sein.

Die finanzielle und strukturelle Zukunft des Projektes TONGA.ONLINE gestaltet sich ungewiss. Die Finanzierung ist mehr als schwierig. Zudem erschweren Budgetkürzungen und bürokratische Einschränkungen die Arbeit. Auch praktische Fragen, beispielsweise nach dem »Wie?« der Entsorgung von Elektronik-Müll, werden laut. Die ideelle und auch emotionale Seite des Projekts kann als stark und engagiert bezeichnet werden.
Der Vortrag im Wissensturm wurde getragen von pragmatischen Formulierungen und einer ehrlichen Leichtigkeit, die nicht unbedingt als Regelfall anzusehen ist, wenn es um Kulturaustausch zwischen der sogenannten ersten und der sogenannten dritten Welt geht. Vielleicht liegt es daran, dass TONGA.ONLINE sich eben nicht als Entwicklungsprojekt versteht, sondern als sozialkritisches, politisches Interesse einer Demokratisierung von Mitteln. Vielleicht liegt es aber auch daran, dass die Dinge einfach werden, wenn wir sie als einfache verstehen. Das Wort zum Schluss hat Ruprechtsberger: »Die Ziele sind viele.«

Um auch weitere Reisen, die nächste soll im April 2012 stattfinden, Workshops vor Ort, und den Aufbau eines Netzwerks zu finanzieren, ist **TONGA.ONLINE** auch auf **Spenden** angewiesen:

Kontoname: Todo
Oberbank, BLZ 15000
Kontonummer: 611137159

Theresa Luise Gindlstrasser lebt und arbeitet in Linz.

»A big black steel trunk labelled k a goddard«



Klaus Hollinetz über den am 9. Oktober 2009 verstorbenen Keith Goddard, Komponist, Aktivist, Musikforscher und -promoter aus Harare, und seine Hinterlassenschaft.

Was bleibt von unseren Dingen bestehen, wenn wir – wie sagt man so treffend – aus dem Leben gerissen werden? Ein Regal voll Unvollendetem, ein Fußboden verstreuter Blätter ohne Zusammenhang, Schubladen voller Krimskrams, der sich plötzlich seiner Bedeutung nicht mehr sicher ist und Säcke voller Dinge, die gestern noch wichtig schienen und morgen vielleicht auf den Müll geworfen werden?

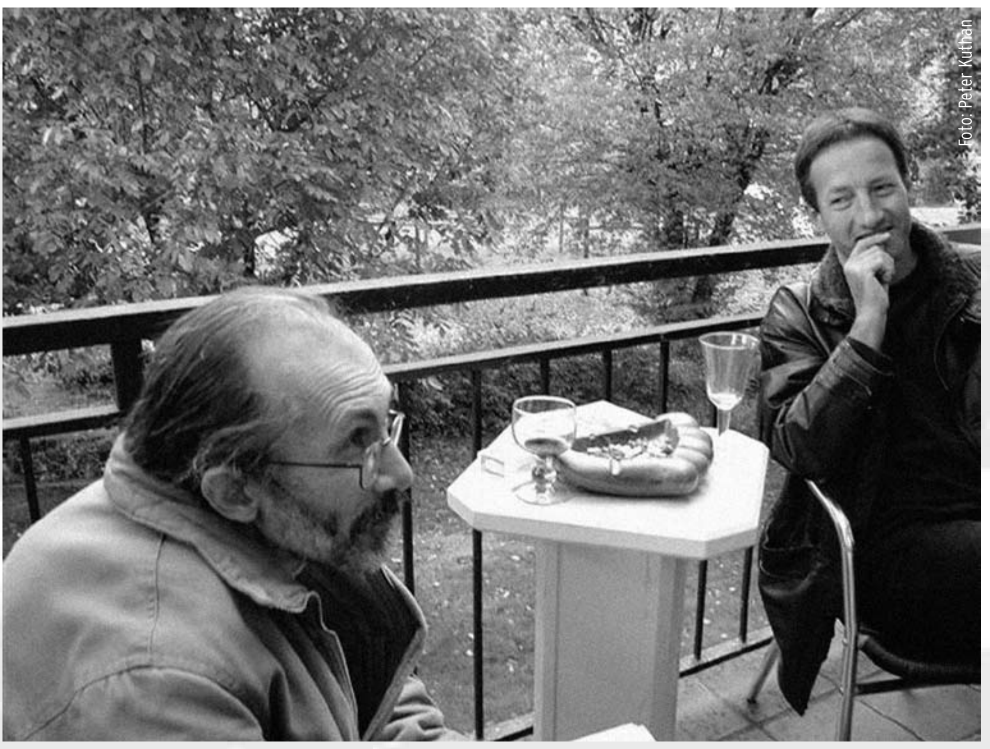
Als Keith Goddard das letzte Mal in Linz war, trafen wir uns in einem Café um Pläne für weitere gemeinsame Projekte zu besprechen. Es war ein paar Tage nach der PARADE, diesem wunderbaren Musik-Projekt für Linz09, das viele Gruppen von durch Teile der Stadt wandernden Musikern für eine unvergessene gemeinsame dreitägige Performance versammelte. Keith war einer der treibenden Köpfe hinter dem Projekt gewesen. Wir erwogen die Möglichkeit, die Tonaufnahmen, an denen wir gleich nach dem Ende der Parade begonnen hatten zu arbeiten, in eine neue Art Komposition zu transformieren. Befeuert von vielen Vierteln Rotwein – Keith konnte einige wenige Dinge perfekt auf deutsch bestellen – begannen wir uns in wilden Plänen zu ergehen. Ich erinnere mich genau, was wir damals besprachen, und es erschien mir genauso fantastisch wie schwer machbar. Das war das letzte Mal, das wir uns sahen. Die Tonaufnahmen sind längst auf CD erschienen, doch aus dem wilden Projekt ist dann nichts mehr geworden.

Keith, schon geschwächt durch seine lebenslange Krankheit, starb im Oktober 2009 an einer Lungenentzündung in einem Krankenhaus in Harare. Am Ende drückte seine verkrümmte Wirbelsäule noch mehr auf Magen und Lunge, Nahrungsaufnahme und Atmen waren immer schwerer gefallen. Mag sein, dass er sich zusätzlich auch durch Alkohol und Zigaretten ruinierte, es ist müßig darüber zu spekulieren.

Als Erinnerung an die mannigfachen Tätigkeiten und als Plattform für zukünftige Projekt hoben Freunde und Partner von Keith die Website kunzwana.net ins Leben, die im Mai 2011 in Harare offiziell vorgestellt wurde. »KUNZWANA comes from the Shona word nzw(an)a which means listening, hearing and understanding one another«, der von Keith 1991 gegründete Kunzwana-Trust war über all die Jahre organisatorische Basis für verschiedene internationale Projekte.

Jeder der Keith kannte, erinnert sich gerne an diesen kleinen Mann, dessen markante Stimme doch selbst im Lärm mit sonorer Autorität hörbar war. Er nahm sich als Künstler hinter den Projekten stets uneitel zurück und wagte sich als Aktivist für andere bis in die gefährlichsten Bereiche vor. Als langjähriger Menschenrechtsaktivist und Sprecher der GALZ (Gays and Lesbians of Zimbabawe), war er eine international bekannte Figur, einer der Proponenten der Diskussion über eine neue Verfassung in Zimbabwe, die als erste in einem schwarz-afrikanischen Land die Rechte von Schwulen und Lesben entkriminalisiert hätte.

Keith war in den letzten Jahren wieder in das Haus seiner betagten Mutter im Stadtteil Mount Pleasant gezogen, bot es doch eine gewisse Sicherheit nach den Jahren des Umherziehens während immer prekärer werdender Umstände eines wirtschaftlich, politisch und sozial scheiternden Staates. Haus und Garten boten nun einen ruhigen Platz zum Arbeiten, das Büro bei der GALZ war ja ständig von Aktivität umlagert. Keith war von Linz09 eingeladen worden, eine größere Orchesterarbeit in Form eines Violinkonzertes zu realisieren.
Doch 2008 kam jemand am hellen Nachmittag über die hintere Gartenmauer gestürmt und entriss Keith das Macbook vom Terrassentisch, an dem er gerade arbeitete. Die Versuche, das Gerät am Schwarzmarkt zurückzukaufen, was eine durchaus gängige Praxis ist, scheiterten. Die Backups, soweit vorhanden, waren längst nicht mehr ganz aktuell, und die Softwarelizenzen waren auch weg. Eine mittlere Katastrophe für jede Arbeit, schwer zu rekonstruieren und fortzuführen. Wenige Monate später drang eine Gruppe von Leuten nachts in das Haus ein, fesselten und schlugen ihn und die greise Mutter und hinterließen in dem ausgeplünderten Haus Chaos. Nun war auch das Geld weg. Man kann sich vorstellen, welche Folgen eine solche Demütigung hinterlassen kann. Keith differenzierte selbst unter seinen Peinigern und nahm einen sogar in Schutz. Das lange geplante Violinkonzert war nach diesen Ereignissen verloren, Keith fand keine Kraft mehr, die Partitur zu vollenden.
Vieles schien sogar darauf hinzudeuten, dass Angehörige der Sicherheitsdienste den Überfall geplant hätten. Keith war ja kein Unbekannter, als Aktivist war er immer wieder in den Fokus der Behörden geraten, bedroht, verhaftet und misshandelt worden. Als er vor Jahren jemanden an einer Hauptstraße in Harare, die zufällig auch die Grenze zur Residenz des Staatspräsidenten Mugabe ist, aussteigen ließ, nahm ihn die Präsidentengarde fest und verprügelte und verletzte ihn schwer, als sie seine Identität feststellten. Keith konnte damals nur durch Intervention der Polizei aus dieser bedrohlichen Lage befreit werden. (Als ich vor ein paar Tagen in der Nähe vorbeikam und nur mit dem Finger auf das Areal deutete, meinte mein Taxifahrer »you are not supposed to point your finger at this place«. Man hätte mich dabei also nicht beobachten dürfen.)


Foto: Peter Kuthan

Keith Goddard (l.) und Klaus Hollinetz

Bei meinem vorletzten Besuch im Mai 2011 konnte ich auch sein Arbeitszimmer in diesem Haus aufsuchen und ein paar von seinen Notizen und Aufzeichnungen durchsehen. Die Fülle an Material an verstreuten Noten, Büchern, Notizbüchern, Tonbändern, Briefen, Fotos etc. war beträchtlich. Dabei war doch so viel während der vielen Umzüge und der Wirren der Überfälle abhanden gekommen. Es erschien dringend notwendig, diese Unterlagen zu sichern und vielleicht zu bearbeiten, bevor auch sie verloren gehen würden.

Im November 2011 kehrte ich noch einmal auf Einladung der österreichischen Botschaft nach Harare in das Haus der Familie Goddard zurück um weiter am Nachlass zu arbeiten. Inzwischen lag die 95jährige Mutter schwer erkrankt im Krankenhaus, nur der Musiker William Rusere, der sich in den letzten Jahren um alles gekümmert hatte, versuchte das Anwesen so gut es ging zu betreuen. Auf Ersuchen der Freunde von Keith und seiner Mutter sollte ich gleich den wichtigsten Bestand bestimmen, aussortieren und sichern.

Was für eine Vorgabe für ein paar Tage! Wie soll ich außerdem dem Künstler gerecht werden, der in den verbliebenen Rest der Aufzeichnungen immer schwerer zu fassen schien? Was sollte von all den Projekten bleiben? Keith war neben vielem Anderen Teil des wieder entfachten weltweiten Interesses an MbiraMusik, er leitete einige der Aufnahmen der ersten CDs mit dieser Musik, die in Europa erschien, er leitete internationale Symposien wie »Houses of Stone«, er war jahrelang Manager von Musikern wie Oliver Mtukudsi oder Black Umfolosi, er war nicht zuletzt der Promoter und große Unterstützer der ngoma buntibe Musik der Tonga im Zambezi-Tal, die durch seine Arbeit auch in Österreich bekannt wurde und mit der auch 1996 der Beginn meiner Zusammenarbeit mit Keith begann.
Bei Durchsicht und Einscannen der Unterlagen tauchen Briefe auf, die manches in ein neues Licht rücken, Notizen und Skizzen, die auf eine genaue Analyse noch warten. Dennoch fehlen viele Aufzeichnungen, oder es gab sie vielleicht nie. Als Künstler kennt man das: Es gibt Notizen zu vielen Vorstadien und Studien, für das fertig werdende Werk selbst gibt es dann zur Dokumentation keine Zeit oder Energie mehr. Die leider nur spärlich vorhandenen digitalen Aufzeichnungen, die schnell nach seinem Tod gemacht wurden, und die verschiedenen Backups, die in Keiths Archiv verblieben waren, ließen sich nur mehr teilweise lesen. (Ein Beispiel dafür, dass auch CDs oder DVDs ein nur unzureichendes Archivmedium sind.)

Mit Hilfe von Rupi, als servus.at und Funkfeuer-Mitarbeiter bekannt, der gerade in Harare mit einem opensource workshop seine Tour durch Zimbabwe beendete – im Rahmen von tonga.online, ein Projekt, das ja auch auf die Zusammenarbeit mit Keith zurückgeht – und der Hilfe der Schriftstellerin Mirirai Moyo, die bei den Texten half, konnte ich die Vielzahl an Sachen einigermaßen ordnen.
Der künstlerische Nachlass liegt nun zur weiteren Bearbeitung in zwei stählernen Truhen bei Freunden sicher verwahrt. Eine nehmen dabei nur die wichtigsten Noten ein, obwohl hier nicht einmal die großformatigen Orchesterpartituren enthalten sind, Schriften, Notizbücher, Fotos und anderes füllen die andere. Eine befreundete Journalistin überlegt eine Biographie zu schreiben, vielleicht gelingt es auch, mehr Zusammenarbeit mit dem Zimbabwe College of Music zu erreichen, wo Keith in den letzten Jahren Komposition unterrichtete. Das gesamte Archiv an Tonbändern und anderen Medien, die ich vor Ort nicht bearbeiten konnte, ist auf dem Weg nach Österreich, in einer dritten großen schwarzen Stahltruhe, auf der in großen Lettern K A GODDARD gepinselt ist. Die österreichische Botschaft hat angeboten, bei ihrem Umzug die Kiste mit nach Österreich zu nehmen. Ironie ist ja, dass jetzt, wo nach Jahren unserer sehr losen Zusammenarbeit mit der Botschaft dank neuem Personal diese sich radikal gebessert hat, man in Wien beschlossen hat, aus Kostengründen diese Botschaft mit Jahresende zu schließen. In Zukunft wird Österreich im südlichen Afrika leider nur mehr durch die Botschaft in Pretoria, Südafrika, vertreten sein.

Vieles aus den gefundenen und geretteten Unterlagen wird nun stückweise in der nächsten Zeit auf kunzwana.net veröffentlicht um Diskussions- und Studienunterlagen für inter- und transkuturelle Projekte zu sein.

Eine Biografie ist die Erinnerung, die man in anderen Menschen hinterlässt, in den Dingen die in der Welt verbleiben, wie lose, verzwickt oder umfassend auch immer. Möge der Geist von Keith auf vielerlei Weise weiterleben!

Links :

www.kunzwana.net (Biografie, Arbeit)
tonga.online: *www.mulonga.net* (Projekte im Tonga-Gebiet)
GALZ: *www.galz.co.zw*
Rupis Blog: *mulonga.linz.funkfeuer.at*
PARADE Documentary: bei *www.extraplatte.com*

Klaus Hollinetz ist Komponist und Klangkünstler, geb. 1959, lebt und arbeitet in Traun. Seit 1986 diverse Elektroakustische Werke, Klanginstallationen und CD-Veröffentlichungen; Konzerte, Workshops und Radiosendungen in Europa, Amerika und Afrika, u.a. bei SYNTHESE/ Bourges, FUTURA/Crest, FEM/Bratislava, ARS ELECTRONICA/Linz, ABSOLUTE MUSIK; Zusammenarbeit mit MusikerInnen wie Cordula Bösze, Manon-Liu Winter, John Butcher, Werner Puntigam u. v. a.; seit 2000 Lehrauftrag für Ästhetik der Elektronischen Musik am Institut für Elektronische Musik IEM an der Kunstuniversität in Graz. Letztes Großprojekt SONUS LOCI bei Linz09.
Seit vielen Jahren Zusammenarbeit mit Künstlern und Projekten im südlichen Afrika, letzte CD »mbirations – more of rural urban chamber music«, edition sonar bei ATS records.

»User aller Länder vernetzt euch«

Wie NGOs und Bürgerinitiativen soziale Medien für sich gewinnbringend nutzen, damit beschäftigte sich am 19. und 20. Oktober das Camp für politisches Engagement, Aktivismus und Beteiligung in Wien. *Anna Masoner* mit einem Erfahrungsbericht.

Speed Dating für AktivistInnen

Mittwoch Vormittag in der Zentrale des österreichischen Gewerkschaftsbundes im zweiten Wiener Bezirk. Statt anzugtragender Funktionäre bevölkert eine bunte Gruppe in Jeans und Pullis den Veranstaltungsaal. Dort hat gerade das Speed Dating begonnen. Um mehrere Tische herum sitzen und stehen an die hundertfünfzig Menschen, die sich gegenseitig kennenlernen wollen. Nach ersten zögerlichen Versuchen klappt's dann auch ganz gut.

Aus Stuttgart ist etwa der Grafiker und Fotograf Günther Ahner angereist. Er ist einer der rund zwanzig Ehrenamtlichen, die hinter dem live Websender flügel TV stehen. Aus einer simplen Webcam, die ein engagierter Bürger in seinem Fenster aufgestellt hatte, um die anfangenden Abrissarbeiten am Nordflügel des Bahnhofs zu dokumentieren, ist im Herbst 2010 binnen kürzester Zeit ein Websender entstanden, der Ereignisse rund um den Widerstand gegen das umstrittenen Bahnprojekt Stuttgart 21 festhält.
Vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage die Woche sind die Kameras auf Bauarbeiter, Demonstranten und Polizisten gerichtet. Zu Spitzenzeiten schalten sich bis zu 500.000 Zuseher aus der ganzen Welt zu, darunter viele abgewanderte Stuttgarter.
Ungeschnitten und unkommentiert will flügel tv berichten, anders als die klassischen Medien, meint Günther Ahner. Als ich frage, wie zufrieden er mit der klassischen Medienberichterstattung ist, schaltet sich sein Nachbar ein: Die Medien im Umkreis von Stuttgart, hätten über Ereignisse wenig und sehr einseitig berichtet, meint Jo Fabian Langer. »Die Zeitungen haben im Wesentlichen Pressemitteilungen der Polizei unhinterfragt übernommen«. Auch Langer ist in Stuttgart als Volksreporter, wie er sich nennt, unterwegs. Er arbeitet ehrenamtlich für den Websender Cams21, der ebenfalls »von unten« berichtet. In Wien ist er, um sich mit anderen Aktivisten und Aktivistinnen auszutauschen. Denn trotz dem Immer und Überall der sozialen Medien: Ohne Treffen im physischen Raum geht die politische Arbeit nicht. Am zweitägigen Camp trifft er auf eine bunte Truppe, die von Bürger- und Medienaktivistinnen bis hin zu Mitarbeitern von NGOs und größeren Organisationen wie Kirche oder Gewerkschaften reicht.

Der gute alte Blog

Im Gespräch vertieft sind auch der österreichische Blogger und Webentwickler Luca Hammer und Niels Pawlik, Aktivist und Mitarbeiter der deutschen Gewerkschaft verdi. Luca Hammer ist einer der vielen Autoren des dicken und höchst spannenden Wälzers »Soziale Bewegungen und Social Media«, das vor einem Monat erschienen ist und dem Camp als Diskussionsgrundlage dient. Als Handbuch für den Einsatz von Web 2.0 liefert es ein Reihe von Fallbeispielen: von bloggenden Betriebsräten und Arbeitnehmerinnen, die Missstände in ihrem Unternehmen an die Öffentlichkeit bringen, Onlinekampagnen diverser NGO's und Bürgerinitiativen und Erfahrungsberichten etwa aus der unibrennt-Bewegung. Aber auch die Do´s und Dont´s im Umgang mit Sozialen Medien fehlen nicht. So raten die Autoren einhellig zur Vorsicht bei der Nutzung von Facebook und Twitter, die ja im Grunde weniger hehren, also ökonomischen Interessen nachgehen. Dementsprechend sollten sie nur als Distributionsapparat verwendet werden. Die Inhalte sollen aber woanders liegen. Etwa auf einem Blog. Diese beinahe schon altmodischen Publizistentools sind für Christian Voigt immer noch das Herzstück für NGOs und Aktivisten. Der Soziologe war und ist in der unibrennt-Bewegung und in der Besetzung des Augartenspitzes involviert. Hauptsächlich beschäftigt er sich als Soziologe seit fünf Jahren akademisch mit den Möglichkeiten, das Mediensystem dissident zu nutzen. Blogs ermöglichten für ihn den höchsten Grad an Autonomie, weil sie nichts anderes als eine Datenbank sind, von wo aus die Inhalte schnell woanders hin transferiert werden können.

Nachdenkende Bloggeropas

Ein bisschen was an der öffentlichen Debatte verschieben möchte auch Wolfgang Lieb. Er ist einer der Herausgeber der Nachdenkseiten, einem der bedeutendsten politischen Blogs in Deutschland, das sich mit der öffentlichen Meinungsmache hauptsächlich in den Bereichen Wirtschafts- und Bildungspolitik beschäftigt. Eines der zentralen Themen der Nachdenkseiten ist derzeit die Eurokrise. Besonders interessiert die Schreiber des Blogs, wie es im öffentlichen Diskurs gelungen ist, die Finanzkrise in eine Staatsschuldenkrise umzudeuten. »Die Staatsschuldenkrise ist jedoch nur aufgrund der Finanzkrise entstanden«, betont Lieb. Täglich zieht das Blog an die 60.000 Besucher an. Hauptsächlich Journalisten, Gewerkschaftsmitarbeiter, Lehrer sowie Studierende und Menschen aus dem kirchlichen Bereich. Sie erwarten alternative Analysen und Kommentare, die im öffentlichen Diskurs oft untergehen oder ganz fehlen.
Wolfgang Lieb, der sich mit seinen 67 Jahren gern als Bloggeropa bezeichnet, sieht sein ehrenamtliches Engagement in der Pension als Fortsetzung seiner beruflichen Tätigkeit. Er war Regierungssprecher Nordrhein-Westfalens unter Johannes Rau. Neben den Herausgebern hat das Blog an die dreißig ehrenamtliche Mitarbeiter.

Kampagne 2.0

Aus Brüssel angereist ist Ani Degirmencioglu. Die Mitarbeiterin der österreichischen Arbeiterkammer koordiniert dort gerade eine Webkampagne für eine europäische Finanzreform. Allem voran geht es derzeit um die Einführung einer Finanztransaktionssteuer. Die Homepage *europeansforfinancialreform.org* bietet neben prägnanten Informationen zur gewünschten Steuer auch einen Einblick in den Gesetzesprozess der EU.
Sehr vereinfacht ausgedrückt: die Europäische Kommission, die in der EU als einzige Gesetze vorschlagen darf, lädt Bürgerinnen und Bürger ein, sich auf einer Homepage an der sogenannten Gesetzeskonsultation zu beteiligen.
»Diese Konsultation ist sehr kompliziert, die Fragen sind umständlich formuliert und nur auf Englisch. Wir haben die Fragen vereinfacht. Eine standardisierte Antwort in siebzehn Sprachen verfasst und dafür gesorgt, dass so viele Menschen wie möglich am Konsultationsprozess teilnehmen,« so Ani Degirmencioglu. Sie ist überzeugt, dass die europäische Transaktionssteuer kommen wird. Es wird aber unter Umständen noch etwas länger dauern.

Keine Chance ohne Offline Aktivismus

Nach dem zweitägigen Camp über soziale Bewegungen und soziale Medien und einer Fülle an Arbeitskreisen, Diskussionen und Workshops ist für Werner Drizhal eines klar: So eine bunte Veranstaltung hätte es im ÖGB noch nie gegeben. Drizhal ist bei der Gewerkschaft für Privatangestellte für Bildungsarbeit zuständig und bietet unter anderem Blogschulungen für Betriebsräte. Gewerkschaften hätten, was die Nutzung sozialer Medien anbelangt, sicherlich einiges aufzuholen. Dennoch: mit Webaktionismus allein, so Drizhal, ist es noch lange nicht getan. »Social Media ist für Kommunikations- und Informationszwecke unheimlich wichtig. Aber einen Streik gewinnen wir nur mit den Menschen vor Ort.«

http://camp.sozialebewegungen.org
http://www.fluegel.tv
http://cams21.de
http://www.nachdenkseiten.de
http://europeansforfinancialreform.org

Die ehemalige Stadtwerkstatt-Mitarbeiterin Anna Masoner lebt als freie Journalistin und Wissensarbeiterin in Wien. Sie arbeitet hauptsächlich für die Wissenschaftsredaktion von Radio Österreich 1 und den Podcast http://stimmen.univie.ac.at/

Radio FRO



Bist behindert?

Diese provokante, oft unüberlegte Ansage tut behinderten Menschen weh. Sprache ist nicht nur ein Aneinanderreihen von Worten. Worte ergeben Sätze und jedes Wort, wie auch jeder Satz, hat einen Inhalt, den die GesprächspartnerInnen wie auch die LeserInnen mit ihrem eigenen Vorwissen füllen. Ganz betroffen macht es mich, wenn ich von Jugendlichen oder auch Erwachsenen die Redewendung höre: »Bist behindert?« Mit mir und meiner Behinderung assoziiert die nichtbehinderte Gesellschaft ein Nicht-Fähigsein, das eigene Leben in den Griff zu bekommen und in weiterer Folge, nicht mit der derzeitigen Leistungsgesellschaft mithalten zu können und somit der Allgemeinheit – sprich: den SteuerzahlerInnen zum Beispiel durch Mindestsicherung oder Pflegegeld auf der Tasche zu liegen.

Der nichtbehinderten Bevölkerung auf der Tasche zu liegen, stimmt so nicht ganz. Behinderte Menschen sind, oft trotz guter Ausbildung, sechs Mal öfter von Arbeitslosigkeit betroffen als nichtbehinderte Personen. Das liegt aber nicht an ihrem »Behindertsein«, sondern oft an falschen Bildern, wie sie zum Beispiel auch die Sendung »Licht ins Dunkel« vermittelt.



»Radiabled auf LIVE-Sendung im Studio von Radio FRO 105.0«



Radiabled – barrierefrei Radio machen bei Radio FRO 105.0

Licht ins Dunkel

Kampagnen wie Licht ins Dunkel, die nur auf Mitleid setzen, erschweren eine umfassende Integration, wie sie behinderte Menschen fordern. Auch deshalb, weil sie – anstatt behinderten Menschen eine Beschäftigung zu geben, Firmen dazu verleiten, sich werbewirksam durch Werbeauftritte von ihrer sozialen Verantwortung freizukaufen.

Aufgrund der enormen Medienpräsenz werden diese Klischees im großen Stil weitertransportiert und sind oft das Einzige, was über behinderte Menschen in den Medien gezeigt wird. Ausgeblendet bleibt, dass die Realität eine andere ist. Menschen mit Behinderungen sind oft berufstätig, werden aber so gut wie nie in diesen Spots gezeigt.

So gut diese Aktion für Unbeteiligte erscheinen mag - für behinderte Menschen hat sie mehr Nachteile, als es auf den ersten Blick scheint.

Welchen Inhalt beschreibt das Wort behindert?

Das Wort »behindert« beschreibt eine bestimmte Eigenart eines Menschen. Undifferenziert gebraucht beschreibt es allerdings die ganze Person - und nicht nur ein ganz bestimmtes Charakteristikum einer Behinderung wie zum Beispiel das Stottern – negativ.

Maria Brandl, Leiterin von Integration Österreich, schreibt im Vorwort zum Buch der Begriffe: »Bilder und sprachliche Definitionen von und über Menschen mit Behinderungen, die im Laufe der Geschichte geprägt wurden, beherrschen unser Alltagsgeschehen. Dies betrifft den Bereich der medialen, sprachlichen und schriftlichen Darstellung gleichermaßen. Die Verwendung herkömmlicher Bezeichnungen ist gewohnt und oftmals unüberlegt sowie kaum reflektiert, jedoch meist negativ besetzt. Diskriminierende und verfälschte Begriffe werden spontan angewendet, aber ohne über die Wirkung und Auswirkungen viel nachzudenken.«

Begriffe sind ein Spiegel der Gesellschaft

»Ich bin in erster Linie Mensch und erst viel später behindert«, das denke ich mir immer wieder, wenn neben mir die Floskel »bist behindert?« fällt. Diesem Satz werden vermutlich alle Personen, die behindert sind, zustimmen. Trotzdem wird in der Öffentlichkeit häufig von »den Behinderten« gesprochen. Viele behinderte Menschen empfinden diese Verallgemeinerung als diskriminierend, weil sie nicht in erster Linie über ihre körperliche Eigenart definiert werden wollen. Sie sind Menschen, die einen Namen haben, ihre individuelle Geschichte und ihre eigenen Lebensumstände. Werden behinderte Menschen auf das Schlagwort »behindert«» reduziert, bleiben negative Einstellungen in den Köpfen der Menschen verankert. Die undifferenzierte Wortwahl kann leicht verbessert werden. Behinderte Personen empfinden es jedenfalls angenehmer als behinderter Mensch oder Mensch mit Behinderung bezeichnet zu werden. So gibt es auch unter behinderten Personen behinderte JournalistInnen, behinderte PolitikerInnen, behinderte MusikerInnen; jede und jeder ist individuell. Man sollte behinderte Menschen nicht nur an dem messen, was sie angeblich alles nicht können. Ich kann zum Beispiel auch bei allergrößten Bemühungen keine Treppen mit meinem Rollstuhl ohne fremde Hilfe bewältigen. Allerdings habe ich auch Fähigkeiten, ich kann gut organisieren, kann moderieren, kenne mich mit behindertengerechtem Bauen aus...

Menschen mit besonderen Bedürfnissen

In letzter Zeit hat die Formulierung »Mensch mit besonderen Bedürfnissen« in den Sprachgebrauch Einzug gehalten, etwa in Gesetzestexten oder in den Medien. Behinderte Menschen werden damit in der Öffentlichkeit augenscheinlich als Personengruppe mit besonderen oder mit speziellen Bedürfnissen gezeigt oder beschrieben. Dabei wird jedoch ausgeblendet, dass diese Formulierung nicht alleine auf behinderte Menschen zutrifft, sondern auch auf obdachlose, drogenkranke oder alte Menschen. Auch Kinder oder VegetarierInnen sind Personengruppen, die besondere Bedürfnisse haben, denn eigentlich hat jeder Mensch besondere Bedürfnisse.

Zitat:
»Die Begriffe, die man sich von etwas macht, sind sehr wichtig. Sie sind die Griffe, mit denen man die Dinge bewegen kann.« Bertolt Brecht

Zum Buch:
Das Nachschlagewerk »Buch der Begriffe« listet nicht nur eine Reihe von Begriffen und Redewendungen auf, die Menschen mit Behinderungen sprachlich diskriminieren. Es bietet auch Anleitungen für einen nichtdiskriminierenden, respektvollen Sprachgebrauch. Abrufbar unter *info.tuwien.ac.at/uniability/documents/Buch_der_Begriffe.pdf*

Kornelia Götzinger ist Initiatorin des Begriffs »Behinderte Menschen«, Mitautorin vom »Buch der Begriffe« und Koordinatorin des Projektes »Radiabled« bei Radio FRO 105.0.

Radioprojekt »Radiabled«
Jeden 4. Dienstag im Monat auf Radio FRO, Von 19.00 - 20.00 Uhr

»Radiabled« ist ein Radioprojekt von Radio FRO 105.0, das gemeinsame Redaktionskollektive von Menschen mit und ohne Behinderung im Freien Radio etablieren will.
Aus den barrierefreien Radioworkshops ist eine monatliche Radiosendung entstanden.

»Radiabled« – die Sendung für Barrierefreiheit von Menschen mit und ohne Behinderungen für alle – ist jeden 4. Dienstag im Monat von 19.00 bis 20.00 Uhr und in der Wiederholung am Folgetag um 14.00 Uhr auf Radio FRO 105.0 zu hören.

Interesse? Reinhören, Weiterlesen und Mitmachen!
www.fro.at/radiabled

Heute schon gut berührt?

Auf dem Weg zu einer ‚guten' Sexualität

Was kommt einem bei dem Wort ‚Sexualität' in den Sinn? Das ist sehr davon abhängig, in welchem Lebensalter man sich befindet und welche Informationen und Erfahrungen man bislang mit ‚Sexualität' gemacht hat. Das größte Organ des Menschen ist die HAUT. Die Haut hat sehr viel mit Sexualität zu tun. Man kann sagen, die Haut ist die Wiege der Sexualität. Wie steht es mit unseren Berührungen und unserem Berührtwerden? Großteils verlernt. Heute soll alles schnell gehen.

Instant-Kaffee hat alle Bestandteile eines Kaffees, hat aber eben keine Kaffee-Kultur. Darum hat schnelle Instant-Berührung und ein bisschen Reibung hier und da auch keine Kultur und wird daher zu Recht mit der Zeit langweilig. Sexualität braucht Zeit, Zeit, Zeit und Kultur und Kreativität. Das beginnt schon bei der Berührung: Die Hände und die Seele wollen sich auf den Partner/die Partnerin einstellen, ihn/sie im wahrsten Sinne des Wortes ‚begreifen'. Wann haben Sie das letzte Mal einen Menschen von oben bis unten ‚begriffen'? Und sich dafür Zeit genommen? Das geht eben nicht mal schnell nebenbei in 10 Minuten. Im Spüren meiner selbst als ‚Körperwanderer' und im erspüren der BE-RÜHR-UNG kann sich mein Selbst öffnen. Empfindung ist möglich, kann sich bei mir und beim Partner/der Partnerin etwas RÜHREN. Sexualität ist zuallererst das Emp-FINDEN meiner selbst und des Partners/der Partnerin. Man ‚findet' sich gegenseitig.

Glücklicherweise kann man dabei sehr kreativ sein (dazu viele Hinweise in unserer Radiosendung »Liebe, Sex und Zärtlichkeit« jeden 1. Dienstag im Monat von 19-20 Uhr auf Radio FRO 105.0).

Es gibt nicht DIE Sexualität, es gibt immer nur UNSERE einsame oder gemeinsame Sexualität, und immer hat es mit Berührtwerden zu tun. Menschen mit einer Behinderung befinden sich oft auf dem Weg, ihren eigenen Körper wieder zurückzuerobern. Sich selbst zu berühren und die Empfindungen des eigenen Körpers wieder neu kennenzulernen und sich darauf einzustellen; sich selbst und seine Möglichkeiten zum Berühren eines Partners/einer Partnerin neu auszuloten und damit umzugehen sind die Herausforderungen, die sich stellen. Dabei sensibel und ermutigend begleitet zu werden, kann eine große Hilfe darstellen und ist eines der Hauptanliegen des Vereins SENIA und seiner Angebote.

Ein Alpinist ist beim Ansehen eines Bildes des Mount Everest glücklich er-regt, aber die volle Zufriedenheit er-schließt sich erst in der mühevollen und dennoch lustvollen Besteigung des Berges. Genauso verhält es sich mit der Sexualität. Erregt sind wir immer wieder, aber in wenigen Sequenzen unseres Lebens gelingt es, den Weg gemeinsam zu Ende zu gehen. Sexualität ist ein Geheimnis, das sich im Augenblick des Tuns erschließt und das ist dann GANZ ANDERS als vielleicht in einem Porno-Film gesehen. Sich auf dieses ANDERE einzulassen ist die tägliche Herausforderung.

Alles beginnt mit einer guten Berührung...

Johann Tausch ist Gründungsmitglied des Vereins SENIA, der sich für die Enthinderung der Sexualität von Menschen mit Beeinträchtigung engagiert. www.senia.at

Radiosendung »Liebe, Sex und Zärtlichkeit«
Jeden 1. Dienstag im Monat auf Radio FRO, Von 19.00 - 20.00 Uhr

Die Radiosendung »Liebe, Sex und Zärtlichkeit« ist jeden 1. Dienstag im Monat von 19.00 bis 20.00 Uhr und in der Wiederholung am Folgetag um 14 Uhr auf Radio FRO 105.0 zu hören.

Vom Strom zum Notstrom

Melanie Heckl erklärt, warum das Nomen Aggregat zu passend ist.

An all jene, die dieses beständige Gefühl verspüren, einen (im besten Fall – und mehrere im optimalsten) Drink zu sich nehmen zu wollen, dabei die Hallen des Café Stroms anvisieren, um dann, wider Erwarten, vor einer verschlossenen Eisentüre zu stehen, sei gesagt, das Café Strom hat seine Einlässe für bestimmte Zeit geschlossen. Gut, für diese Conclusio braucht es nicht unbedingt einen abgehalfterten Artikel, weil man spä- testens nach wiederholtem Erlebnis der verschlossenen Türen auch selbst auf eine dauerhafte Verriegelung spekulieren kann. Um aber etwaige Gerüchte und deren Urheber etwas in die Schranken zu weisen, ließ ich mich nicht lange bitten zu monologisieren. Über eben die Thematik des Café Stroms und dessen unglaublicher Schließung.

An dieser Stelle möchte ich mich von all jenen LeserInnen verabschie- den, die kein gepflegtes Interesse an Revisionen hegen.

Nach Jahren des Glücks unzähligen guten und der Freude, nach fragwürdigen Veranstaltungen in und manchmal eben auch einer für diese Stadt doch bezeichnenden Lokalität, haben wir – und damit meine ich (um doch nicht alle Gerüchte aus dem Weg zu räumen), das königliche Wir, beschlossen, dass auch ein Café Strom mal ein Ende haben muss; und nicht zwei, wie die immer vielzitier- te Wurst.

Da es sich im Falle der Stadtwerkstatt und dem auch damit verbundenen Café Strom um eine nichtmehrwegzu- denkende Institutionen in dieser grauen Stahlstadt handelt, suchten wir nach Lösungen, der Endgültigkeit einer permanenten Schließung nicht zu unterliegen. Die Variante des NOTstroms entstand also demnach nicht nach einer üblen, durchzechten Nacht, sondern wurde mit Bedacht und Einfachheit konzipiert.

Wer jetzt aber glaubt, dieses Konzept NOTstrom bediene sich tiefgreifender, intellektueller Überlegungen und Beschlüssen, so kann ich mich an dieser Stelle auch getrost von diesen TagträumerInnen verabschieden.

So simpel wie man ein NOT, hierbei sei kurz erwähnt, stellt das not kein Synonym für das englische „nicht" dar – wobei ich gestehen muss, nicht die aller- schlechteste Variante, sich ein Bild von etwas zu machen, wo man offensichtlich keines hat – , sondern soll schlicht auf das zusammengesetzte Nomen Notstrom im Sinne von. Also für jene, die bis jetzt aufmerksam an meinen Gedanken hingen, tritt hier eine kleine geistige Wende ein, und für jene die sich fragen, wieso der letzte Satz mitten drinnen aufhört sich zu beenden – ich wollte diesen mit einer nominalen Erklärung des Wortes Notstrom finalisieren, dachte mir aber, um genügend Eindruck bei der Leserschaft zu schinden, sei es besser, den wahren Wortgehalt, also inhaltlich, im Internet zu recherchieren und kam dabei auf 0 Treffer für Notstrom and no translation into another language. Notstrom dürfte anscheinend seine Liebhaber nur in Kombination mit Aggregat, einem Gerät zur Erzeugung von Energie – hier: Strom, wenn die zentrale Versorgung ausfällt –, erfreuen.

Angesichts der Umstände, dass das Café Strom, hier zu sehen als zentrale Versorgungsbar einer doch bunten Anhängerschaft, sozusagen aus Rentabilitätsgründen und dem unbändigen Drang zu einer nachhaltigen Veränderung, dezentralisiert wird, um zumindest die Grundbedürfnisse der Stahlstadtkinder zu befriedigen, hier also NOTstrom – finde ich die inhaltliche Erläuterung von Aggregat eine unglaublich adäquate Beschreibung über die Vorgänge, welche seit dem 01. Oktober 2011 stattfanden und immer noch stattfinden.

Für alle, die sich erst jetzt, im letzten und meiner Meinung nach weniger hochtrabenden Teil des Artikels, der Eingangs, zurecht wie ich finde, als Monolog bezeichnet wurde, dazu geschaltet haben, kann man natürlich frei von Metaphern fol- gende, um sich der guten alten Anglizismen zu bedienen, hard facts bekannt geben:

Am 1. Oktober dieses Jahres, feierte das Café Strom einen würdigen Ausklang einer nicht bedeutungslosen Ära. Nach drei kreativen und doch schaffensstarken Tagen, öffnete das NOTstrom, ich bin guter Dinge, dass die Klarheit des Namens nun mehr als deutlich ist – ansonsten siehe Aggregat (vgl. *http://www.duden.de/rechtschreibung/Notstromaggregat*, dl 04.11.11), nach drei Tagen also öffnete sich eine kleine, und doch vorher immer verkannte Türe und erschloss den lamen- tierenden Stahlstadtkindern einen Zugang zu einer doch für manche befremdlichen, neuen Welt. Und wenn sich jetzt wer fragt, von welcher Türe „zur Hölle" wird hier gesprochen, spreche ich natürlich nicht, im Sinne vom englischen „not" von der Tür zur Hölle, sondern von jener die seitlich vom Lichthof ins Innere des Café Stroms und direkt auf die Bühne führt. Direkt auf dieser Bühne findet es nämlich statt. Das NOTstrom. Die nötigste Größe. Die nötigsten Bar. Die nötigsten Sitzgelegenheiten. Die nötigste KellnerInnen. Die nötigsten Getränke. Die nötigste Musik. Und für den nötigsten Zeitraum.

Bevor nun auch noch die letzten LeserInnen abdanken, malträtiert von dieser unglaublichen Langeweile und des wirklich fragwürdigen Inhaltes des Monologes – verteidigenderweise möchte ich allerdings sagen, dies hätte von Anfang an klar sein müssen – Monologe haben nicht den geringsten Sexappeal und sind intersubjek- tiv immer schwer nachzuvollziehen, möchten ich bzw. mein königliches ich und wir, all jene einladen, die bis zum bitteren Ende, welches sei dahingestellt, durchgehalten haben, die obligateste Bar mit einem Besuch zu beehren.

Öffnungszeiten NOTstrom:

Do: 18:00-02:00
Fr&Sa: 18:00-04:00

Zusätzlich zu allen Veranstaltungen der Stadtwerkstatt!

www.stwst.at



Melanie Heckl ist Mitglied der Kreativgruppe NOTstrom.

VERANSTALTUNGEN STWST

DEZEMBER



SA 03.12.11 22:00 Uhr
STWST & Hilite present SOUTH RAKKAS CREW

moombah.electrodancehall.ghettobass.bashment style

SOUTH RAKKAS CREW (Mad Decent/Orlando, Florida)
feat. **SEROCEE** (London, UK)
TIPANIC (Big'n'Hairy Rec, Sweat Club/Vienna)
feat. **ACERO MC** (DOM/VIE)
NU:FUK (FYUK, Linz)
FINO (Linz)
THIZZLA (Hilite Intl, Linz)

MO 05.12.11 19:00 Uhr
Imagine a world without borders

Diskussionsabend zu (gewerkschaftlichen) Unterstützungsmöglichkeiten von/für un(ter)dokumentiert arbeitenden MigrantInnen.

EUropäische Arbeitsmarkt- und Migrationsregime haben in den letzten zwei Jahrzehnten eine Vielzahl an (rechtlichen) Kategorien hervorgebracht, die („illegale MigrantInnen" ohne bzw. mit eingeschränkten gesellschaftlichen Zugangs- und Teilhaberechten und -möglichkeiten produzieren.
Vor diesem Hintergrund wurde „Kein Mensch ist illegal" zu einer zentralen Forderung zahlreicher antirassistischer Initiativen. Illegalität und damit Prekarität wird von Grenz- und Migrationsregimen produziert. Darin sind sich die meisten AktivistInnen einig. Doch wie stellen wir uns eine Welt ohne (nationalstaatliche) Grenzen vor? Und welche Unterstützungsmöglichkeiten von/für un(ter)dokumentiert arbeitenden MigrantInnen kann es angesichts dieser Forderung geben? Welche Möglichkeiten/praktische Erfahrungen der politischen Zusammenarbeit zwischen un(ter)dokumentierten MigrantInnen und AktivistInnen ohne prekären Aufenthaltsstatus gibt es?

Über diese Fragen diskutieren wir mit **Bridget Anderson** (Kalayaan justice for migrant domestic workers, London) und **Norbert Cyrus** (Hamburger Institut für Sozialforschung), die über ihre Erfahrungen in antirassistischen (Unterstützungs-)Netzwerken berichten werden.

Veranstaltet wird der Diskussionsabend vom PrekärCafé, maiz - Autonomes Zentrum von & für Migrantinnen und dem Infoladen Treibsand.

Es wird eine Simultanübersetzung (Englisch/Deutsch) und leckere (vegane) Volxküche geben. Die Räumlichkeiten sind barrierefrei.

http://www.prekaer.at

DO 08.12.11 19:00 Uhr
Abendflohmarkt

FR 09.12.11 22:00 Uhr
NINTH ANNIVERSARY OF FIRECLATH SOUND FAMILY

HEAVY HAMMER SOUND (Italy)
Winner of the last Riddimclash (2010)!!!!

SOUND SALUTE HiFi (Germany)
The Sound of Germany!!!!

DJ TAFF (Gambia)
Vienna Vybz Ambassador!!!!

FIRECLATH SOUND & THE ORIGINAL RUDE POSSE (Austria)
Mad Fox (Goodvibration Sound), Mistah P(Goodvibration Sound, TOD ERNST !!!!

SA 10.12.11 22:00 Uhr
g.spot Vienna goes Linz

Die erfolgreiche Eventreihe g.spot fand ihren Anfang im August 2003 im Wiener Szenelokal „Subzero", schon damals folgten viele Tanzwütige jeden ersten Freitag im Monat dem g.spot Motto „check in & freak out".
Was als heiße Partynacht für Queers gedacht war, mauserte sich bald zum Hotspot der Wiener Lesben und Schwulenszene. Seit 2008 setzt sich das Event im legendären Camera Club fort.
Erstmals begibt sich g.spot auf ein neues Terrain nach Linz und freut sich am 10.12.11 (22h) auf eine bunte, queere Partynacht in der Linzer Stadtwerkstatt ganz nach dem Motto „for queers and friends to check in & freak out".

www.gspot.at

FR 16.12.11 23:00 Uhr
THE FUTURE SOUND pres. CID RIM

LIVE: **CID RIM** (affinerecords/Vienna), **Trishes** (Tribe Vibes/Vienna), **Miss Andaka** (Queens of Style/Linz), **Abby Lee Tee** (Hillbillysoul/Linz)

FR 23.12.11 22:00 Uhr
Good Vibration Sounds

SA 31.12.11 22:30 Uhr
Silvesterball der Alternativlosigkeit

Silvesterball der Alternativlosigkeit

Blouson Brothers

SA 31.12.11 23:30

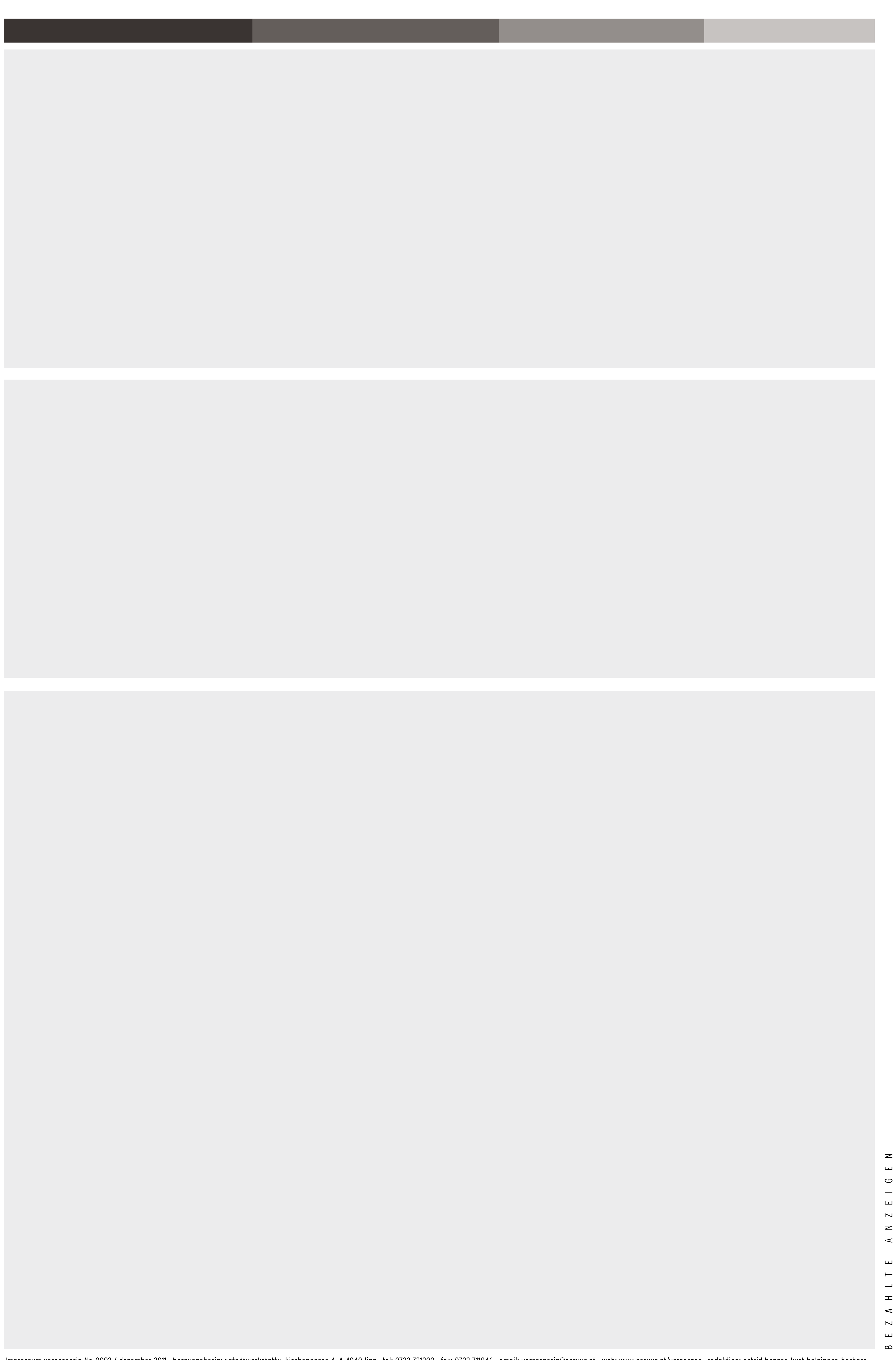
Blouson Brothers - Powerpop aus Ottensheim
DJ line NEW CITY PUNK - 80er Tanzparty
Kostümwettbewerb und Showeinlagen

Jede Stadt braucht ihre SuperheldInnen um der Alternativlosigkeit zu entrinnen. Aus diesem Grund laden wir alle Gäste recht herzlich ein, sich als SuperheldInnen zu verkleiden. Neben verbilligtem Eintritt wird auch noch das schönste Kostüm prämiert. Neben weiteren Überraschungen an diesem Abend werden die Ottensheimer Localheros des Powerpops, die Blouson Brothers ihr Bestes auf der Stadtwerkstatt-Bühne geben.
Im Anschluss wird mit klassischer 80er Mucke bis in die Morgenstunden getanzt.

Eintritt

SuperheldInnen mit Verkleidung: 2,-
SuperheldInnen ohne Verkleidung: 4,-





BEZAHLTE ANZEIGEN

Impressum versorgerin Nr. 0092 / dezember 2011 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . email: versorgerin@servus.at . web: www.servus.at/versorger . redaktion: astrid benzer, kurt holzinger, barbara huber, anna masoner, didi neidhart, olivia schütz . coverfoto: franz xaver . layout: astrid benzer, astrid.benzer@aon.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERSTATT, KIRCHENGASSE 4. 4040 LINZ**